

Nr. **18**

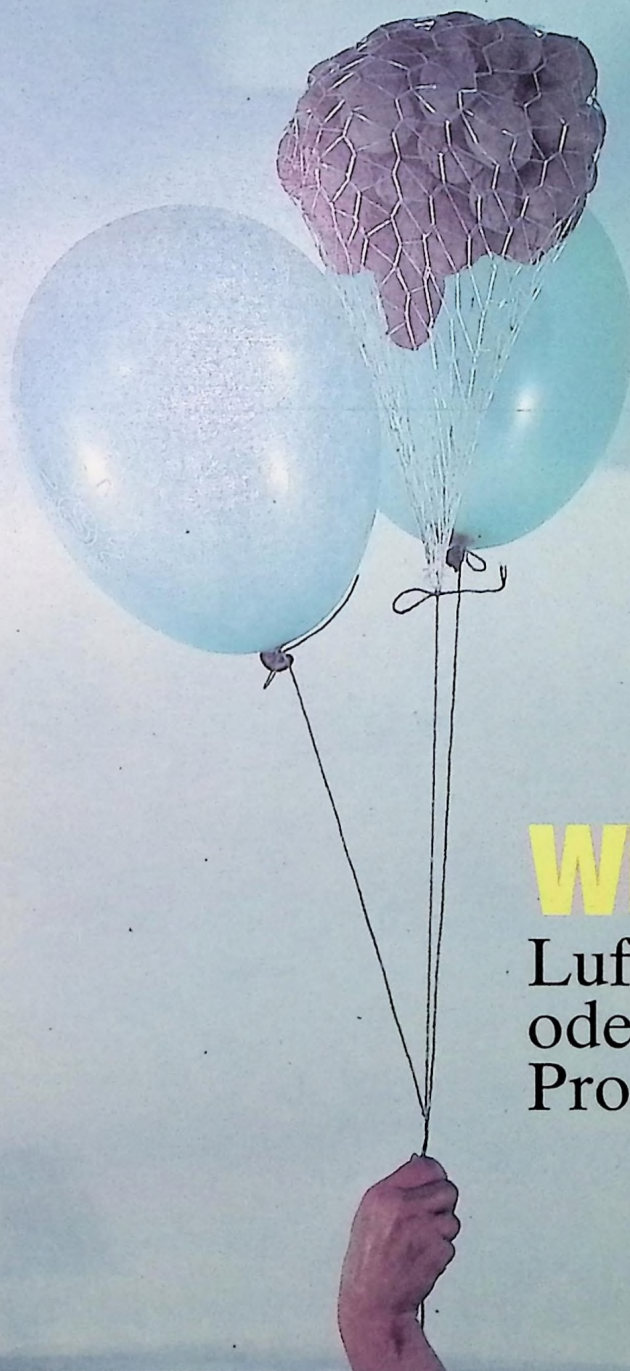
30. April – 6. Mai 1990

BRD 2, – DM  
Österreich 10, – ÖS  
Schweiz 1, 80 sfr  
Berlin (West) 2, – DM

**MOSKAUER HEFTE  
FÜR POLITIK**

# NEUE ZEIT

**Minister  
im Exil**  
Aus der Geschichte  
des sowjetischen  
Nachrichtendienstes



## Wirtschaft

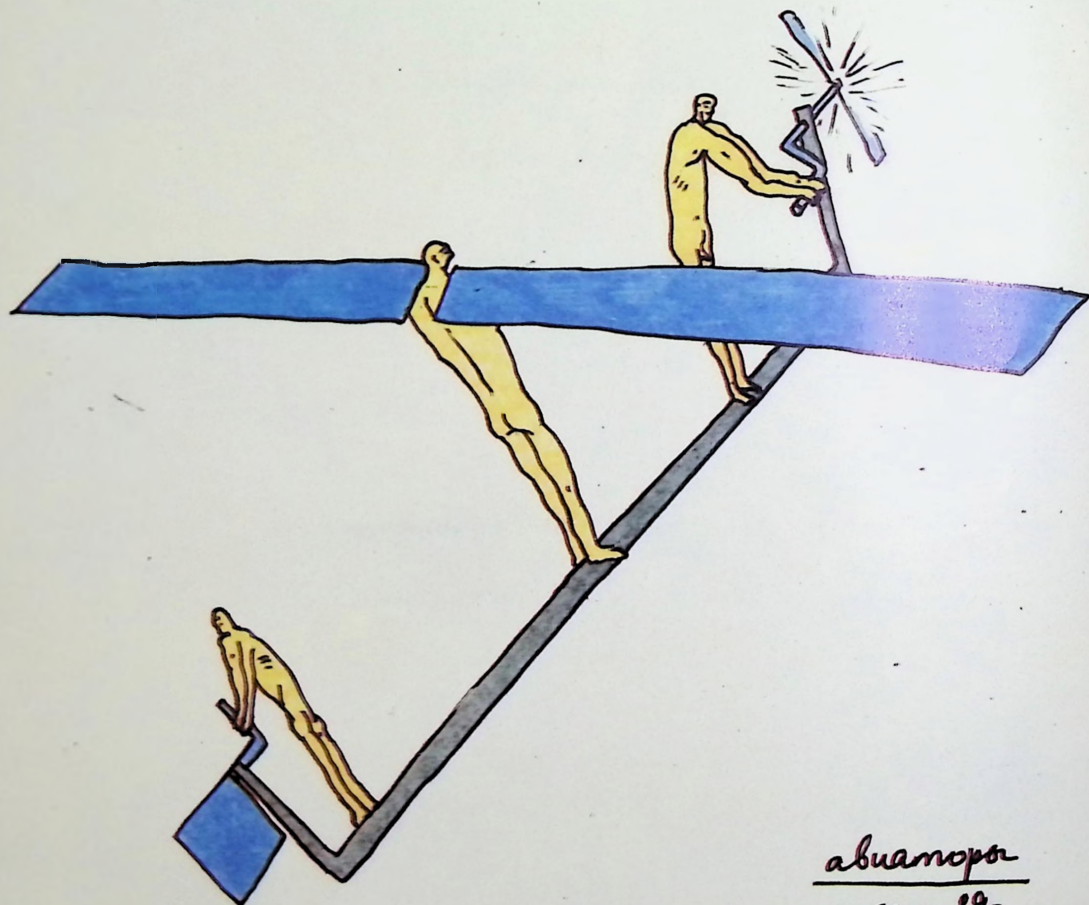
Luftschlösser  
oder ein reales  
Programm

**Brauchen wir den RGW?**

---



PERSPEKTIVEN



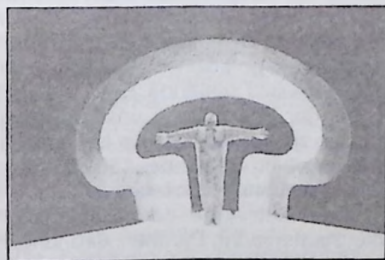
abuamopa  
10.11.89.

Zeichnung: Alexander Dshikija



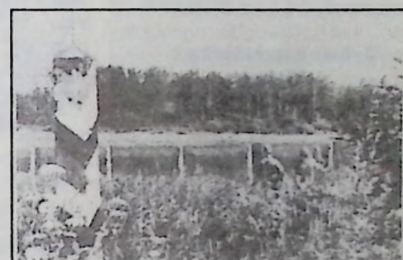
Der neue  
Mossowjet und  
alte Sorgen  
S.5

Tschernobyl jährt sich:  
Noch einmal über die  
internationale  
Kontrolle  
S.24



LESERBRIEFE (2), EREIGNISSE DER WOCHE (4), PERSONALIEN (44)

|                                        |                                                                           |    |
|----------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------|----|
| UdSSR J. Tschernitschenko              | MOSKAU ERNÄHREN!                                                          | 5  |
| POLITISCHES LEBEN A. Guber             | DIE „HEILIGEN KÜHE“ SCHLACHTEN                                            | 6  |
| GEWERKSCHAFTEN G. Janajew              | „WIR SIND KEIN BEQUEMER PARTNER MEHR“                                     | 8  |
| NZ-STANDPUNKT G. Sidorowa              | LITAUISCHER KNOTEN                                                        | 10 |
| UdSSR – USA J. Andrianow               | BEZIEHUNGEN ÜBERSCHATTET                                                  | 11 |
| RUMÄNIEN                               |                                                                           |    |
| V. Sandru                              | WIR WERDEN EIN NEUES MODELL DER BEZIEHUNGEN SCHAFFEN                      | 12 |
| ALBANEN G. Syssojew                    | 30 JAHRE DANACH                                                           | 13 |
| TSCHECHOSLOWAKEI K. Kostenko           | IM ANGEBOT                                                                | 14 |
| NEUES DENKEN A. Kwassow                | BRAUCHEN WIR DEN RGW?                                                     | 15 |
| BRD – DDR N. Sholkwer                  | ROCHADE IN DER MITTE DES SPIELFELDES                                      | 18 |
| NEPAL                                  |                                                                           |    |
| A. Danejko                             | GROSSER AUFRUHR IM KLEINEN KÖNIGREICH                                     | 20 |
| NICARAGUA J. Kudimow                   | LOS DER BESIEGTEN                                                         | 21 |
| INDIEN – PAKISTAN S. Irodow            | KOMMT KRIEG?                                                              | 23 |
| ECHO VON TSCHERNOBYL                   |                                                                           |    |
| A. Kowrigin                            | „WIR WOLLEN DIE WAHRHEIT SAGEN“                                           | 24 |
| AUF DER SUCHE NACH DER WELT VON MORGEN |                                                                           |    |
| L. Semejko                             | NUKLEARE ABSCHRECKUNG                                                     | 25 |
| OHNE NUKLEARWAFFEN                     |                                                                           |    |
| POLEMIK A. Kirejew, A. Shurawljos      | WIRTSCHAFT AM SCHEIDEWEG                                                  | 26 |
| STANDPUNKT DES JURISTEN J. Feofanow    | JUSTIZ OHNE POLITIK                                                       | 29 |
| FRAUEN-LOGIK T. Iwanowa                | HOFFNUNG AUF BESSERUNG                                                    | 30 |
| E. Schewardnadse                       | KONSOLIDIERUNG DER KPdSU UNTER<br>DEN BEDINGUNGEN DES MEHRPARTEIENSYSTEMS | 31 |
| NZ-DISKUSSIONSCLUB P. Karp             | LÄHMUNG DER ALLMACHT                                                      | 35 |
| GEHEIM L. Mletschin                    | MINISTER IM EXIL                                                          | 37 |
| HANDSCHRIFTEN BRENNEN NICHT            |                                                                           |    |
| P. Miljukow                            | FREIES WORT                                                               | 41 |
| LEBENSSTIL                             |                                                                           |    |
| I. Gluschkowa                          | MEDITATION EINER MYSTISCHEN ROSE                                          | 46 |
| SPORT B. Petrow                        | RENNEN DES JAHRHUNDERTS?                                                  | 47 |



Einheitliches  
Deutschland  
und Militärblöcke  
S.18

Titelbild: Viktor Brel

**Anschrift: 103782, GSP, Moskau K-6, Puschkinskaja pl.**

**☎: 229-88-72, 209-07-67**

Telex 411164a NEWTSU, 411164b NEWTSU, 411164c NEWTSU Telefax: 200-41-92, 200-42-23  
Erscheint in Russisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch,  
Italienisch, Tschechisch und Griechisch ● Druck: „Moskowskaja Prawda“

# LESERBRIEFE

**Chefredakteur**  
**Vitali IGNATENKO**  
**Redaktionskollegium:**  
**Leonid ABRAMOW,**  
**Lew BESYMENSKI,**  
**Alexej BUKALOW**  
(verantwortl. Sekretär).  
**Alexander DIDUSSENKO,**  
**Vitali GANJUSCHKIN**  
(stellv.).

**Chefredakteur),**  
**Sergej GOLJAKOW,**  
**Wladimir**  
**KULISTIKOW**  
(stellv. Chefredakteur).  
**Leonid MLETSCHIN,**  
**Dmitri POGORSHELSKI,**  
**Alexander PUMPJANSKI**  
(I. stellv.).

**Chefredakteur).**  
**Galina SIDOROWA,**  
**Viktor STARSCHINOW**

**Gestaltung:**  
**Igor SCHEJIN**

**Verantw. Redakteur**  
**der deutschen Ausgabe:**  
**Gennadi MJASNIKOW**

## NZ-Korrespondenten:

**Algier**  
**Michail CHROBOSTOW;**  
**Belgrad**  
**Gennadi SYSSOJEW;**  
**Berlin**  
**Michail PODWIGIN;**  
**Bonn**  
**Nikita SHOLKWER;**  
**Bukarest**  
**Sergej SWIRIN;**  
**Delhi**  
**Sergej IRODOW;**  
**Havanna**  
**Vitali SOBOLEW;**  
**London**  
**Sergej BABUSSENKO;**  
**Lusaka**  
**Nikolai RESCHETNJAK;**  
**Managua**  
**Juri KUDIMOW;**  
**New York**  
**Jewgeni ANDRIANOW;**  
**Prag**  
**Kim KOSTENKO;**  
**Rom**  
**Pawel NEGOIZA;**  
**Stockholm**  
**Alexander POLJUCHOW;**  
**Tokio**  
**Wladimir**  
**OWSJANNIKOW;**  
**Warschau**  
**Rudolf BORECKI;**  
**Wien**  
**Anatoli KOWRIGIN**

## Auslandsredaktionen:

**Prag, „Nova doba“**  
**Vladimir TRAVNICEK;**  
**Athen, „Nei Keri“**  
**Kostas MICHAELIDES**

■ Mir ist das Schicksal des Testfliegers Anatoli Gristchenko sehr zu Herzen gegangen, der in Tschernobyl eine hohe Strahlendosis abbekommen hat. Ich würde ihm gern helfen und Knochenmark spenden. Ich habe schon mehrmals Blut gespendet. Wenn eine genauere Untersuchung nötig sein sollte, ich bin bereit. Antworten Sie mir bitte...

**A. Frejzman**  
Moskau

■ Ich habe in der NZ 3/90 den Beitrag über AIDS gelesen und das Bild von John Gordon gesehen, der sich 1981 mit dieser Krankheit infiziert hat. Wenn Sie die Möglichkeit dazu haben, dann lassen Sie John wissen, daß ich gern mit ihm in Briefwechsel treten möchte. Ich glaube, daß er irgendwann bestimmt von seinem Leiden geheilt wird.

**Dshamilja Uruschanowa,**  
14 Jahre  
Grosny, ASSR der Tschetschenen  
und Inguschen

■ Artikel 72 unserer Verfassung lautet: „Jeder Unionsrepublik bleibt das Recht auf freien Austritt aus der UdSSR“. Ich denke, das ist ein lapidarer und utopischer Artikel,

der unter den Bedingungen der beginnenden Erneuerung der Gesellschaft unseren Staat von innen zu sprengen droht. Dabei wurde er in Jahrhunderten von unseren Vorfahren aufgebaut und zu einer Weltmacht entwickelt. Die UdSSR ist doch nur die jüngste Etappe im Leben dieses Staates, wenn wir auch jetzt mit Bedauern einsehen müssen, daß es nicht die würdigste war.

Stalin hat nicht nur die Krimtataren, die Litauer oder die Wolgadeutschen vernichtet. Die empfindlichsten Schläge der Stalin-Diktatur trafen die Russen. Sie waren das Zentrum, um das herum sich eine neue historische Gemeinschaft gesammelt hat: das Sowjetvolk. Unter gemeinsamen Prüfungen, Blut und Qualen wurde diese Gemeinschaft geboren, und sie ist unsere wichtigste Errungenschaft. Und jetzt wollen die Separatisten anstelle des klaren Status „Bürger der UdSSR“ einen für die Welt kaum verständlichen Ersatz bieten: Bürger Lettlands, Georgiens, der Ukraine usw. In Aserbaidshan haben pantürkische Stimmungen zugenommen, in der Ukraine schwenkt „Ruch“ (Bewegung) seine Fahnen, und in Litauen verbirgt die

„Sajudis“ (Bewegung) längst nicht mehr ihre separatistischen Bestrebungen.

Es wäre kurzsichtig und unzweckmäßig, anstelle des monolithen Rußland eine Union „unabhängiger Republiken“ zu bilden. Die Früchte des geographischen und historischen Voluntarismus, mit dessen Methoden diese Pseudostaaten zugeschnitten wurden, ernten wir heute.

Ich möchte hierzu bemerken, daß Jelabuga, wo ich wohne, immer schon eine russische Stadt war und früher zum Gouvernement Wjatka gehörte. Später wurde sie voluntaristisch von Rußland abgetrennt und der Tatarischen ASSR zugeschlagen. Unter den tatarischen Einwohnern von Jelabuga gibt es viele Leute, die das verstehen und sich für die Wiedergeburt der russischen Eigenheit der Stadt einsetzen. Das ist ein Beispiel für echten Internationalismus, der jetzt von den Extremisten durch den Schmutz gezogen wird.

Schmerzhaft und zerstörerisch war der ganze Prozeß der Geburt dieser sogenannten Republiken. Künstlich gezeugte Kinder entwickeln sich selten harmonisch. In unserem Fall gleicht die

## Was die Moskauer denken

■ Eine Meinungsumfrage unter den Moskauern deutet auf eine zunehmende Radikalisierung der politischen Einstellungen im Vergleich zu den im Dezember 1989 gewonnenen Umfrageergebnissen hin. Vor diesem politischen Hintergrund äußerten sich 19 % der befragten Moskauern befriedigt über die Beschlüsse des Februarplenums des ZK der KPdSU. 49 % schätzten diese Beschlüsse als „unzureichend radikal und unkontinuierlich“ ein. 5 % meinten, diese Beschlüsse würden aufgrund ihrer übergroßen Radikalität „die Zukunft des Landes und der Partei in Gefahr bringen“.

Die Umfrage hat erwiesen, daß die Moskauer fast alle linken Lösungen kontinuierlich unterstützen. 77 % sind mit der Wiedereinführung von Privateigentum an Grund und Boden einverstanden (nur 10 % sind entschieden dagegen). Die Frage, ob der Staat staatliche Betriebe in Personeneigentum (Verkauf von Aktien dieser Betriebe) überführen soll, wurde von der Hälfte aller Befragten bejaht und nur von 9 % entschieden abgelehnt. 59 % äußerten sich für eine

Beschränkung der Tätigkeit des KGB auf Spionageabwehr und Nachrichtendienst.

Bei der Einteilung der Moskauern in Gruppen entsprechend ihrem politischen Bewußtseinstyp kam das folgende Bild zustande. Etwa ein Drittel sieht das Ziel der Entwicklung unserer Gesellschaft darin, so zu werden „wie die Industrieländer des Westens“ (im Dezember 1989 waren es nur 15 %). Die Nationalpatrioten sind bei 4,5 % gleichgeblieben. Der Anteil der „Staatstreuen“ (Ziel: starke Staatsmacht, Disziplin, Ordnung) ist von 27 % auf 14 % zurückgegangen. Die Anhänger eines „humanen und demokratischen Sozialismus“ liegen unverändert bei 17 %. Die Anzahl der rechten Populisten, die für die „Macht der einfachen Arbeiter“ eintreten, ist von 25 % auf 18 % gesunken.

In den zweieinhalb Monaten, die zwischen den beiden Umfragen vergangen sind, ist der Anteil jener, die radikale politische und ökonomische Reformen erwarten, deutlich gestiegen.

**Dr. oec. L. Bysow**

**Dr. oec. G. Gurewitsch**

Zentrum für angewandte soziologische Forschungen der freiwilligen Gesellschaft „Nauka“, Moskau

**Nach links  
marschiert, rechts  
angekommen**

**Wie soll der Austritt  
aus der Union  
erfolgen?**

**Wer liegt vorn:  
Radikale oder  
Gemäßigte?**

Geburt von Pseudostaaten der Geschichte von Frankenstein. Die unglückliche Mißgeburt mußte früher oder später die Hand gegen ihren Schöpfer erheben. Können wir denn die Gründung unabhängiger baltischer Staaten überhaupt zulassen? Sie würden doch in der Angst, wieder von der Sowjetunion geschluckt zu werden, in die NATO eintreten!

Ich halte es für unbedingt angebracht, den Artikel 72 aus der Verfassung zu streichen. Es muß eine Konzeption der eingeschränkten Souveränität der Unionsrepubliken ausgearbeitet werden. Sämtliche Parteien und Bewegungen, die dieses Verbot der Trennung (das noch eingeführt werden muß) nicht akzeptieren, sind aufzulösen. Ebenso müssen die Gesetze über die Sprache und die regionale wirtschaftliche Rechnungs-

führung revidiert werden. Die KPdSU in ihrer gegenwärtigen Verfassung stimuliert die Sezession doch nur. Eine radikale Reform der Partei ist eine vorrangige Aufgabe.

**Dr. phil. V. Owsjannikow**  
Jelabuga, Tatarische ASSR

■ Ich gehöre zu den (sicherlich wenigen) Leuten, die die nationale Frage als zweitrangig betrachten und den Menschenrechten den Vorrang geben. Deshalb bin ich über-

zeugt, daß das Problem des Austritts aus der UdSSR nicht allein mit einer parlamentarischen Prozedur zu bewerkstelligen ist, wie das in Litauen geschah. Die Demokratie darf nicht nur die Rechte der Mehrheit gewährleisten, sondern auch der Minderheit. Und um die Interessen der Minderheit zu erkennen, ist eine Volksabstimmung erforderlich.

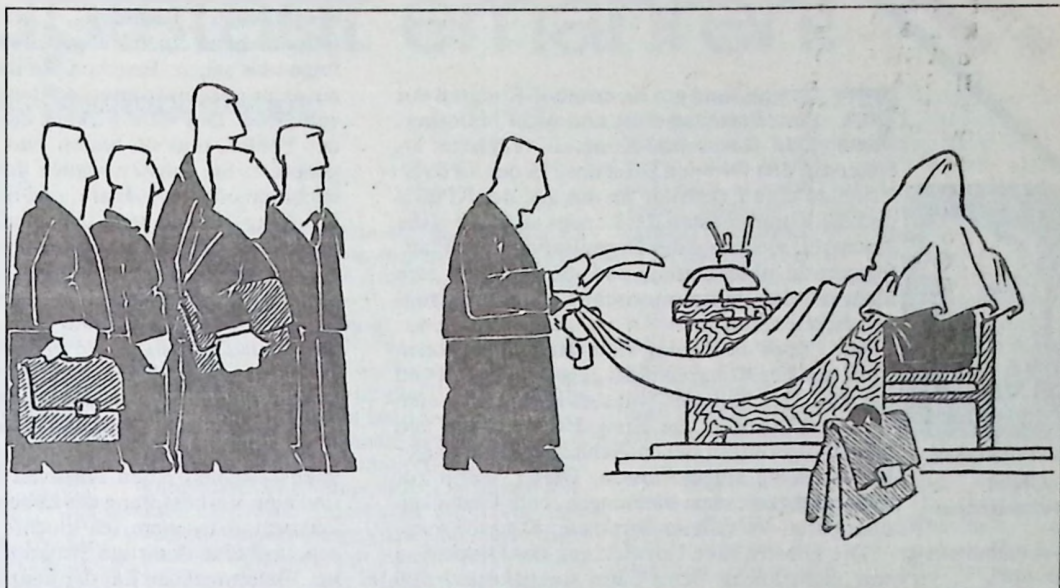
Die Achtung der gegenwärtigen Grenzen, die sich nach dem zweiten Weltkrieg her-

ausgebildet haben, ist die Grundlage der heutigen europäischen Sicherheitsphilosophie. Dieses Prinzip wurde von allen europäischen Staaten des Helsinki-Prozesses anerkannt. Dank dieses Prinzips gelang es, dieses friedliche Europa von heute zu schaffen. Der Austritt aus der UdSSR ist kein Akt, sondern ein Prozeß, der zudem in erster Linie ein juristischer und weniger ein politischer ist. Er muß den ganzen Komplex von territorialen, rechtlichen, ökonomischen und vielen anderen Problemen berücksichtigen.

Das Verfahren für den Austritt aus der UdSSR, das das Parlament Litauens gewählt hat, halte ich für verfassungswidrig, obwohl die Republik daran keine Schuld trägt. Zum damaligen Zeitpunkt fehlte einfach der rechtlich geregelte Mechanismus für den Austritt aus der UdSSR. Nun wurde ein entsprechendes Gesetz verabschiedet, das befolgt werden muß. Die Erklärung Litauens ist nicht mehr als eine Deklaration, die man nicht als juristisches Dokument betrachten kann. Die Frage betrifft nämlich nicht nur Litauen, sondern die ganze Sowjetunion.

**Andrej Nowikow**  
Rybinsk, RSFSR

**Zusammengestellt von  
T. Tschernowa**



Zeichnung: Alexej Tschernjakow

## Weiter links bedeutet höher

■ Unser Normalbürger hat es heute nicht leicht, sich in den verschiedenen politischen Strömungen zurechtzufinden. Bei der üblichen Klassifizierung in Linke und Rechte kommt ein eigenartiges Bild zustande. Die Wirtschaftspolitik von Margaret Thatcher und Ronald Reagan, die auf die Einschränkung des staatlichen Sektors und die Privatisierung der Wirtschaft orientiert, gilt als rechte Politik. Bei uns dagegen wird dieselbe Politik (Entmonopolisierung, Privatisierung) links eingeordnet. In der ganzen Welt kämpfen die Linken für den Sozialismus, die Rechten für den Kapitalismus. Bei uns ringen die Linken um die Zulassung von Privateigentum, und die Rechten verteidigen die „Errungenschaften des Sozialismus“. Es scheint, als würden wir uns hinter einem Spiegel befinden: Wer nach links geht, kommt rechts raus. Extreme überlappen sich. Jetzt sagt man uns, unser Volk hätte 1917 eine historische Entscheidung getroffen, und jetzt bleiben wir dabei. Kolumbus hat einst auch seine Wahl getroffen und beschlossen, zum Märchenland Indien zu segeln. So entdeckte er Amerika. Weil er seine Wahl getroffen hat, erklärte er, dieses Land sei Indien. Uns ist dasselbe passiert: Wir sind nach links marschiert und rechts angelangt. Wir wollten in eine lichte Zukunft schreiten und sind in der ägyptischen Finsternis der Sklaverei angelangt. Wir haben Deutschland und Japan besiegt, jetzt aber beneiden wir sie. Dieser Wirrwarr beweist doch, daß es

außer der Dimension „rechts – links“ noch eine andere geben muß, eine moralische. Ich schlage die Dimension „oben – unten“ vor. Oben ist alles, was moralisch ist, unten dagegen das Unmoralische. Diese Dimension wurde von einer Moral verworfen, die nur das als moralisch gelten ließ, was den „Interessen des Proletariats“ entsprach. Dabei sollte es doch genau umgekehrt sein: Den Interessen des Klassenkampfes dient das, was moralisch ist. Bei uns dagegen tauschten Mittel und Zweck ihre Plätze.

Worauf ich hinaus will? Vor kurzem mußte ich am Wahlkampf teilnehmen. Darüber, was die Rechten veranstalteten, braucht man sich nicht zu wundern. Aber unsere Hoffnung, die Demokraten? In den Flugblättern gab es Überspitzungen und Verdrehungen. Manch einer griff sogar seinen Partner aus dem Demokratischen Block an. Dafür kann es höchstens eine Rechtfertigung geben: Das ist eben Politik! Aber doch zum Nutzen der Sache! Heilig ist schon wieder der Zweck die Mittel?

Andrej Sacharow, ist er ein Rechter? Natürlich nicht. Also ein Linker? Ist das nicht viel zu wenig? Dieser Mensch hatte eine so hohe Moral, daß er auf der Skala der unbedingten Werte ganz oben rangierte. Er stand oben und damit weiter links, ganz ohne spezielle „linke“ Bemühungen. Und das ist wirkliches „Linksstehen“. Weiter links bedeutet höher!

**Ilja Raskin**  
Moskau



**WLADISLAW FRONIN**  
Chefredakteur  
der  
„Komsomolskaja  
Prawda“,  
Dolgiertes  
des 21.  
Komsomol-  
Kongresses

**E**rstmals fand ein Komsomol-Kongreß vor dem Parteitag statt und nicht hinterher. Der Komsomol-Kongreß reagierte als erster auf den Offenen Brief des ZK der KPdSU. Er nahm eine Erklärung an das ZK der KPdSU und die Kommunisten des Landes an und rief die einen auf, nichts bei der Organisation ihrer Plattformen zu überstürzen, und die anderen, sich nicht mit den organisatorischen Schlußfolgerungen zu übereilen.

Mit dieser Erklärung und den Diskussionen stellt sich der Kongreß nicht gegen die Partei und das ZK. Der Kongreß will sich darin selbst zum Ausdruck bringen, die Ereignisse begreifen und Schlußfolgerungen ziehen, Fehler und emotionaler Überschwang eingeschlossen. Dieser Schritt zur Selbständigkeit der Meinungen und Gedanken offenbarte, wie differenziert dieser Kongreß war.

Die konstruktive Entwicklung der Diskussion war nicht leicht, denn darin spiegelte sich die reale Situation im Land und in der Jugend wider. Die Pluralität der Meinungen ist in verschiedenen Regionen sehr groß. Es gelang, einen Interessenkompromiß zu schließen. Der Komsomol, die Bezeichnung wurde beibehalten, ist eine Vereinigung von Jugendlichen, die sich für den kommunistischen und sozialistischen Weg einsetzen. Der Jugendverband gründet sich auf förderative Prinzipien und gewährt seinen Mitgliedern umfassende Selbständigkeit. „Programminziele des Komsomol“ und ein neues Statut wurden verabschiedet. Die Dokumente sind recht widersprüchlich. Einige Resolutionen, z. B. über die Jugendpolitik des Staates, konnte der Kongreß nicht verabschieden, weil die Zeit nicht reichte. Wir werden also nicht behaupten, der Kongreß und die Jugend sei jeweils eine Sache für sich. Beim ersten ZK-Plenum Anfang Mai werden diese Resolutionen, die wichtige Probleme des Lebens der Jugend betreffen, verabschiedet.

Eine Übergangsperiode hat begonnen, der Übergang zum realen Pluralismus in der Jugendbewegung. Nach dem Parteitag wird sicher eine Unionskonferenz des Komsomol stattfinden, die ausgehend von den Realitäten des Lebens vieles verändern kann.

Uns ist es gelungen, auch die „Komsomolskaja Prawda“ und die Achtung des Kongresses vor der Meinung des Redaktionskollektivs zu bewahren. Das ist ebenfalls wichtig, meine ich.



**GIANNI DE MICHELIS**  
Außenminister  
Italiens

**D**ie Perestroika ist fünf Jahre alt. In diesem Zusammenhang möchte ich folgende Gedanken äußern. Tiefgreifende ökonomische Veränderungen lassen sich nur schwer verwirklichen. Am Anfang wird man mit großen Schwierigkeiten konfrontiert, für die ein hoher Preis zu zahlen ist. Von der Gesellschaft, die die Realisierung von Reformen in Angriff genommen hat, werden große Opfer verlangt. Die sowjetische Perestroika steht erst am Anfang ihres Weges. Wir im Ausland erwarten von Ihrer Regierung, vielleicht schon in nächster Zukunft, wichtige Entscheidungen. Und nur nach einem bestimmten Zeitraum läßt sich beurteilen, ob die Perestroika Erfolg hatte oder nicht. Wenn ich der

sowjetischen Regierung, der sowjetischen Öffentlichkeit einen Rat geben dürfte, würde ich folgendes sagen: Begehen Sie nicht den Fehler, auf dem gegenwärtig erreichten Niveau stehen-zubleiben. Das wäre wirklich ein schwerwiegender Fehler, und sie hätten fünf Jahre umsonst geopfert. Sie müssen weiter durchhalten, vielleicht ein oder zwei Jahre, und dabei die richtige Richtung beibehalten. Ich zweifle nicht daran, daß die Ergebnisse gut sein werden.

Die Wahl der Perestroika-Politik durch Michail Gorbatschow hat schon die ersten Früchte in Europa und der ganzen Welt gebracht. Deshalb ist ein bedeutender Teil der Weltöffentlichkeit Präsident Gorbatschow für die Veränderungen in der Außenpolitik in der Sowjetunion sehr dankbar. Leider haben die Veränderungen im Inneren ihres Landes nicht ebenso schnell einen positiven Effekt erzeugt, und eine Verbesserung des Lebens ist erst für die Zukunft abzusehen. Ich möchte darauf verweisen, daß eine derartige Situation nicht einmalig ist. Viele westliche Länder kennen das aus eigener Praxis, denn auch hier wurden mehrmals Entscheidungen über die Umgestaltung der Wirtschaft gefällt, wodurch man anfangs bewußt Schwierigkeiten im Kauf nahm und die Ernte der Früchte in die Zukunft verlagerte. Die Gesellschaft fordert jedoch, bei uns wie bei ihnen, unverzügliche Ergebnisse und will nicht warten.

**V**or 35 Jahren fand die Bandung-Konferenz der Staaten Asiens und Afrikas statt. Heute können wir voller Überzeugung sagen, daß jene zehn Prinzipien der friedlichen Koexistenz, die das Herzstück der „Deklaration über die Förderung des Weltfriedens und der Zusammenarbeit“ bilden, immer noch aktuell sind. Die Bewegung der Nichtpaktgebundenen wendet die zehn Bandung-Prinzipien in der Praxis an.

Durch ihre Politik der Neutralität und des Verzichts auf die Mitgliedschaft in militärischen Allianzen spielt die Bewegung der Nichtpaktgebundenen eine wichtige Rolle bei der Minderung der Spannung zwischen verschiedenen Ländern und setzt die Suche nach Wegen zur Lösung immer noch existierender internationaler Konflikte fort.

Indonesien beteiligt sich aktiv am Prozeß der Entkolonialisierung und an der Organisation des Nord-Süd-Dialogs.

Während des historischen Besuchs von Präsident Suharto in der Sowjetunion kamen die Führer unserer Länder zu dem Schluß, daß Indonesien und die UdSSR ein neues Niveau ihrer bilateralen Beziehungen erreichen und gemeinsame internationale Initiativen in verschiedenen Formen durchführen müssen. Die beiden Staaten haben die feste Absicht, einen achtbaren Beitrag für die Sache des Friedens, der Sicherheit und des Wohlergehens in der asiatisch-pazifischen Region zu leisten.

Das alles entspricht der bekannten Position der Sowjetunion, die von Präsident Gorbatschow in Wladiwostok und Krasnojarsk dargelegt wurden. Das unterstreicht ebenfalls, daß die Normalisierung der Beziehungen in dieser Region der Welt nur in Übereinstimmung mit den zehn Bandung-Prinzipien realisiert werden kann.



**SURYONO DARUSMAN**  
Diplomat  
und  
Politologe  
(Indonesien)

# Die Hauptstadt ernähren!

## Moskau hat ein neues Stadtoberhaupt

Juri Tschernitschenko

Volksdeputierter der UdSSR

**E**r steht vor einem Berg von Problemen, aber am wichtigsten ist das Lebensmittelproblem.

Gute Köpfe unter den Vorsitzenden des Moskauer Stadtsowjets, wenn man Menschen meint, die auch vor ihrer Ernennung bekannt waren, gab es auch früher. Gleich nach der Revolution betraute das ZK der Partei Michail Pokrowski, einen Historiker, der eine Schule gegründet hatte (sie wurde allerdings ausgerottet), mit dieser Funktion. Lew Kamenew, der Moskau 1918 – 1926 verwaltete, war ein kühner Gedankendarleger: „Nur eine Bauernschaft, die sich entwickelt, reicher wird und Kapital akkumuliert, kann ein gesunder Verbraucher jener Produkte sein, die unsere Fabriken und Werke am Leben erhalten.“ Geschrieben 1925, bis zur Hinrichtung war es noch recht weit.

Vor wenigen Tagen wurde Gawriil Popow zum Vorsitzenden des Moskauer Deputiertensowjets gewählt. Seine rechte Hand ist der begabte Sergej Stankewitsch. Am wichtigsten ist, daß beide keineswegs von bestimmten Instanzen empfohlen, bestätigt oder gar ernannt worden sind. Diesmal gab es keine Weisung vom ZK! Der Vorgänger Saikin ging großlos, und nach der Abstimmung nahm ein Ko-Vorsitzender der überregionalen Gruppe seinen Platz ein. Hätte mir jemand vor einem Jahr so etwas gesagt, als sich im Haus der politischen Aufklärung am Zwetnoi-Boulevard die Moskauer Deputiertengruppe, damals noch ein Keim der jetzigen überregionalen, versammelte, hätte ich nur unglaublich abgewinkt.

Das breite Leserpublikum hat Gawriil Popow als Publizist an dritte Stelle, gleich nach Nikolai Schmeljow und Andrej Nui-kin, gesetzt (Umfragen des Moskauer Instituts des Buches). Historiker werden mühelos ausrechnen, welche Ideen der überregionalen Gruppe die offizielle Führung übernommen hat (selbstverständlich ohne einen Konsens zu versprechen). Wenn aber eine auf dem Sadowaja-Ring veranstaltete Kundgebung von gut einer halben Million vom Chefredakteur der Zeitschrift „Woprossy Ekonomiki“ (Fragen der Wirtschaftswissenschaft) dirigiert wird und all die mit kugelsicheren Westen, Helmen und Schilden bewehrten Einheiten zu einem licherlichen Zeichen der dienstlichen Angst herabsinken, ist das ein irres Schauspiel. Der Amtsantritt eines Mannes von humanistischer Bildung ist kein Monopol Osteuropas mehr.

Ich bin ein Mensch der Warteschlangen, unsere Parole lautet nicht so sehr „Proletarier aller Länder...“ wie vielmehr „Darf ich mich hinter Ihnen anstel-

len?“. Moskau kenne ich allmählich. Es unterscheidet sich von den anderen gigantischen Städten nicht durch seinen miserablen sanitären Zustand, die Enge der Wohnungen oder den Smog, sondern durch das „Nichts zu futtern!“. Warum wohl? Die Anfahrt ist erlaubt, wir haben weder Erdbeben noch Pest, mit den Lebensmitteln aber steht es schlecht bis dort hinaus. Zwei oder drei Generationen lebten dank der Nähe zu den Kremlmauern. Die Versorgung wird nicht weniger ideologisiert als die Literatur. Ein Mensch in der Nähe des Kreml, vor den Augen der Komintern muß nach Möglichkeit gut essen: Weizenbrot, frischen Käse, den Majakowski besang. Aber die Powarskaja (Kochstraße) wurde in Worowski-Straße, die Mjasnizkaja (Fleischerstraße) in Kirow-Straße umbenannt, und in Übereinstimmung damit gerieten 85 und in sogar 90 Prozent von allem Eßbaren des einst gastlichen Moskau in Vergessenheit. Können wir denn Artischocken von Spargeln, einen Hummer von einer Languste, einen Schnäpel von einer Lachsforelle unterscheiden? Das hat mit klassengebundem Denken nichts zu tun. Die Länder,

die im zweiten Weltkrieg besiegt wurden, haben Supermärkte mit 12 000 Sorten und Abarten von Lebensmitteln (habe in Saporos selbst erlebt!), jeder Kunde richtet sich nach seinem Portemonnaie. Im Moskauer Jelissejew-Laden findet man gegen Abend höchstens 50 Artikel.

Dennoch haben die Moskauer bis heute noch eine feudale Versorgung, gemessen an der von Totma, Njukseniza oder sonst einer Kleinstadt. Ein Zug der sowjetischen Mentalität: So muß es auch sein, die Moskauer müssen auch alles haben! Aber an der Wende von den 50er zu den 60er Jahren entstand ein Perpetuum mobile besonderer Art, ohnegleichen auf der Welt. Die Regierung führt Moskau Lebensmittel zu, das Volk führt sie aus. Je freigebiger die erste, desto schneller das zweite. Heutzutage hat das Volk Geld, aber in Kassimow und Kanasch ist das nur Papiergeld. In Moskau dagegen „gibt es alles“. Es geht nicht um die Losung „Wir plündern Geplündertes“, wir haben dieses Fleisch produziert und werden es wieder heimbringen. Es geht eben um die hinzugekommene Geldmasse. Für die Geschwindigkeit der Bewegung ist folgendes Gefälle typisch: Auf je einen Moskauer entfallen 164 kg Fleisch im Jahr, bei einem Einwohner der Moskauer Umgebung sind es 28,6 kg, im Zentralen Wirtschaftsgebiet 31,4 kg, in ganz Rußland (ohne Moskau) 39 kg. Bei Milch und Milchwaren belaufen sich die Kennziffern entsprechend auf

698,5 – 212 – 247 – 272. Das sind Angaben von 1986, aber große Veränderungen dürfte es da nicht gegeben haben. 10 Pud Fleisch im Jahr kann ein statistischer Durchschnittsverbraucher nicht bewältigen. Ein Moskauer verbrauchte vor 15 Jahren 110 kg, ebensoviel mußte es auch jetzt sein, der gesamte Fondszuwachs dagegen verschwindet mit den Vorortzügen. Übrigens auch mit Flugzeugen und Pkws. Ausgeführt wird nach allen Seiten, die Gesellschaft ist heutzutage mobil. Dank diesem Umstand hat das Gebiet Brjansk 66 kg Fleisch pro Kopf der Bevölkerung, das Gebiet Kaluga 54, das Gebiet Rjasan 60 kg: „Unser Moskau hinter uns!“

Die neue Macht der Hauptstadt hat eine Wahl wie in einem Volksmärchen: die 9-Millionen-Stadt inmitten eines halbausgehungerten Landes zu versorgen und dabei keinen Streit zwischen ihr und Rjasan, Kasan usw. auszulösen. Der Staatsapparat wird den ungebetenen Demokraten wohl kaum zu Hilfe eilen. Eher umgekehrt, gewisse Leute werden schon Sand für das Getriebe finden.

Das Moskau der Betriebshöfe, der Metro, der Raucherecken in den Forschungsinstituten, das Moskau der Warteschlangen und der Chruschtschowschen Reihenhäuser wartet auf ein gewöhnliches Wunder: für das eigene Geld die eigene Familie so zu ernähren, wie man möchte. Es bedarf der Tapferkeit, die für die unbotmäßigen „Überregionalen“ schon immer typisch war, denn der traditionelle Eiertanz des Apparats führt zu nichts, und die Strahlen der



Prof. Gawriil Popow, Volksdeputierter der UdSSR, steht dem Moskauer Stadtsowjet vor

Foto: Alexej Fjodorow

Kreml-Sterne machen nicht mehr satt. Die Maßnahmen zur Bewältigung des Hungers müssen sich ebenso unterscheiden, wie sich Popow (durch seine Ansichten) von Saikin unterscheidet. Es wurde schon alles möglich erprobt: Sperreinheiten der Tscheke, Marken, Talons, Kondons, Sicherungseinheiten. Jetzt setzt Moskau seine Hoffnung auf den neuen, demokratischen Sowjet, seinen hochgebildeten Chef. Könnte sein, die letzte Hoffnung im gegebenen sozialen Rahmen.

„Man muß dies und jenes tun, nur so und so handeln!“ – dieser Populär-Stalinismus ist leider weit verbreitet. Ich freue mich über den Sieg der demokratischen Kräfte, fühle mich jedoch zugleich verpflichtet, das darzulegen, was ich für vernünftig halte.

Nun denn... Den Moskauern Grund und Boden geben, unverzüglich, solange sie es noch wünschen. Solange sie von diesen winzigen 0,6 ha träumen, weiß sie in einer agrarischen Wüste leben. Jawohl, ich habe mich nicht versprochen, denn die Ernteträger der staatlichen Wirtschaften von 12 – 15 dz am Ende des 20. Jahrhunderts sind eine Kennziffer für eine Wüste, ein agrarischer Nonsens. Ebenso produktive Flächen liegen aber schon in einer halben Stunde Fahrt von jedem hauptstädtischen Bahnhof. Um eine halbe Million Moskauer Familien mit den üblichen winzigen „Datschen“ schon in diesem Mai zu beglücken, benötigen wir nur 30 000 ha Ackerboden. Wohl gemerkt: Ackerboden und nicht Holzschläge oder Sumpfböden, auf denen selbst Frösche rheumatisch sind (dort werden den Moskauern, die jahrelang auf ein Stück Boden warten, mit Vorliebe Parzellen zugeteilt). Nach Angaben von Akademiemitglied Wladimir Tichonow ist ein Hektar bei der Datsche 13mal so produktiv wie im System der Kolchose und Sowchose. Möglich! Freilich weiß ich nicht, wie man frühe und saubere Erdbeeren mit den gigantischen, nitratespicken Kohlköpfen von den staatlichen Gemüsefeldern an der Oka miteinander vergleicht. Der traditionelle Papierkrieg zwischen einem Gebiets- und einem Rayonexekutivkomitee kann man das Ganze nur zugrunde richten. Seit Urartu gab es noch keine Macht, die ihren Grund und Boden gern abtrat. Trotzdem müssen die Moskauern in diesem Mai wenigstens 30 000 ha in der Nähe der Hauptstadt bestellen können!

Das Monopol des staatlichen In- und Auslandshandels gehört auf den Müllhaufen. Dieses Monopol hat das verbrecherische Milieu begünstigt und die Elite der Verwaltungen unserer Geschäfte zu einer wahren politisch-moralischen Einheit mit Maffiosi und Schutzgelderpressern zementiert. Nicht von ungefähr heißt es, daß unsere Restaurants und Kaulhallen schon längst privat sind, das muß nur noch juristisch unter Dach und Fach gebracht werden. Dann braucht man niemanden zu bestechen, es genügt, dem Stadtsowjet eine normale Steuer zu entrichten.

Ein System von Direktverträgen mit dem ganzen Land. Gemeinschaftsunternehmen zur Wiederherstellung des baschkirischen Honigs, der (schon im Mai zugänglichen neuen!) Kartoffeln aus Mari, der Weintrauben aus dem Gissar-Tal und des Sanddorns aus dem Altagebiet. Die Moskau zustehenden Valutasummen für den Import von Lebensmitteln verwenden. In Moskau leben 3% der Bevölkerung der UdSSR, und der Stadtsowjet kann seine 3% des impor-

tierten Getreides (mehr als eine Million Tonnen) für dieselbe Valuta billiger und vernünftiger am Kuban und in Kasachstan kaufen. Die McDonald's-Schnellimbüsstube gegenüber den „Iswestija“ mit ihrer Schlange, die so lang ist wie die zum Lenin-Mausoleum, bedeutet erst den Anfang. Das „Gaststättenwesen“, d. h. der Handel mit zubereiteten Lebensmitteln, ist ein Weg, sowohl Auslandskapital heranzuziehen als auch diese Lebensmittel vor der Ausfuhr in die Provinz zu schützen. Wie man sich bettet, so liegt man, heißt es etwas derb im Volksmund, deshalb ist Moskau bei der Versorgung ein gewisser Vorrang zu geben. Nicht wegen des hier befindlichen Instituts für Marxismus-Leninismus und der Deputierten, sondern weil die Stadt besser als die anderen arbeitet, mehr verdient und mehr zu bieten hat (in diesem Sinn haben das Bolschoi, die Zar-Glocke, die Tretjakow-Galerie und der Nowodewitschje-Friedhof ebenfalls „Warencharakter“). Dieser Umstand könnte natürlich böses Blut in der Provinz machen, aber auch die Behörden von Morschansk oder Tscherdyn sollen sich rühren und das Potential ihrer Städte realisieren.

Ein Schandfleck Moskaus sind seine Gemüse-, Obst- und Kartoffellager. Wer auf diesem Sektor einen Posten hat, der gilt unter den Badewärtern von Moskau als Rothschild, und die Badewärter von Moskau kennen die Welt. Von den 700 000 t Kartoffeln, die im Herbst von überall hergeschleppt werden, kann der Moskauern für seine Suppe nachher bestenfalls 10% verwenden. In all den Jahren der Sowjetmacht drehen wir uns im Kreis. Abgesandte der Bauern beschwerten sich schon bei Lenin über die schlechte Lagerung ihrer beschlagnahmten Kartoffeln. Dabei ist das so einfach: Man muß die Sache dem Genossenschaftler, dem Privaten anvertrauen oder dem Lieferanten für die Werterhaltung zahlen. Dann haben wir neue Kartoffeln schon im März.

Was den Verbrauch angeht, ist Moskau ein Hinterhof der Welt. Die zivilisierte demokratische Macht der Hauptstadt muß schon am Ende ihrer ersten Machtperiode durch Zerstörung auch des Außenhandelsmonopols dem Moskauer Mandeln und Pistazien aus Kalifornien, den Tee vom einstigen Ceylon, die Kiwifrucht aus Neuseeland bieten können und ihn an den Gedanken gewöhnen, daß man Gemüse, Obst und Beeren das Jahr über kaufen kann. Der Handel vom Ende des 20. Jahrhunderts überzeugt: Die Erde ist in der Tat rund, irgendwo gibt es immer Sommer.

Da noch immer der Gedanke vorherrscht, daß die Moskauer Verkehrsadern nicht bloß dazu dienen, die werktätigen Massen zu befördern, sondern ein Schaukasten des heute Produzierten und zum Verkauf Angebotenen zu sein haben, tragen unsere Waren Zettel, auf denen die angeblichen Einheitspreise gedruckt sind: „Rindfleisch, Sorte 1, Preis: 2 Rubel.“ Diese „Festigkeit“ der Preise bedeutet höchstens, daß wir dem Verkäufer im Fleischladen zuzahlen. Von der Formel „Teuer, aber gut, billig, aber schlecht“ haben wir uns nur den zweiten Teil angeeignet und wehren uns gegen den ersten mit Zähnen und Klauen.

Das Leben ist teuer, weil es nur einmal gegeben wird. Genau wie die Macht.

Ich drücke dem neuen Stadtoberhaupt von Moskau und seinem Team den Daumen.

Ü

berall wird heute über die Krise in der Gesellschaft, in der Wirtschaft, in der Partei gesprochen. Doch der Eindruck entsteht, daß wir uns selbst Angst einjagen.

Ja, wenn hinter diesen pessimistischen Aussagen noch der Wunsch und die Entschlossenheit stehen würden, etwas entscheidend zu verändern, auf etwas zu verzichten und dem Neuem entgegenzugehen, trotz der dabei unvermeidlichen Probleme. Eben das vermißt man bis heute im Massenbewußtsein. Allein der allgemeine Wunsch, besser zu leben, reicht nicht, auch wenn er noch so natürlich und begründet ist wie bei uns. Notwendig ist auch die Bereitschaft, eine unangenehme Wahrheit zu akzeptieren: Der Übergang zu einem wirklich neuen Zustand ist nicht billig zu haben, und je länger wir ihn aufschieben, desto teurer werden wir letztlich zahlen müssen.

In der Wirtschaft kommen wir allmählich dazu. Im Leben der Partei geschieht das meiner Meinung nach noch nicht. Viele in der KPdSU denken weiter in alten Kategorien, die noch vor kurzem nicht in Frage gestellt wurden: Das Einparteiensystem sei nicht eine Schwäche, sondern eine Stärke der Gesellschaft; sich gegen die Meinung des ZK zu wenden, bedeute, gegen den Staat, gegen den Sozialismus, gegen das Volk Stellung zu beziehen; mit den Kadern auf allen Ebenen müßten sich gerade die Parteiorgane befassen; die Partei wisse und entscheide, was wir alle zu tun haben...

## Der Brief

Ich meine, gerade solche Stimmungen fanden Ausdruck im Offenen Brief des ZK der KPdSU an die Kommunisten des Landes „Für eine Konsolidierung auf prinzipieller Grundlage“, veröffentlicht am 11. April. Nicht der gesamte Brief bringt solche Stimmungen zum Ausdruck, sondern nur die folgenden Worte: „Der Augenblick ist gekommen, da es notwendig ist, sich, ohne die Freiheit der Diskussion preiszugeben und ihr konstruktives Element festigend, Klarheit darüber zu verschaffen, wie man mit jenen Parteimitgliedern verfahren soll, die hartnäckig und zielstrebig die Spaltung betreiben, die innerhalb der KPdSU organisatorisch verankerte Fraktionen bilden, die die sozialistische Entscheidung des Sowjetvolkes negieren, die sich durch ihre Ansichten und ihr Verhalten im Grunde selbst außerhalb der Partei gestellt haben. Können solche Leute etwa in der KPdSU verbleiben?“

Diese Frage wurde von der Logik der politischen Entwicklung aufgeworfen, und auf sie müssen die Kommunisten, die Parteiorganisationen und ihre Komitees antworten.“

Und obwohl sich in dem Brief selbst als auch in den später erfolgten Erläuterungen zu ihm mildernde Formulierungen fanden, mußten seine Verfasser wissen, wie diese

# Die „heiligen Kühe“ schlachten

In der innerparteilichen Diskussion, die dem 28. Parteitag der KPdSU vorausgeht, wurde auch die Frage zu einem Streitpunkt, ob es einen Rahmen für die Diskussion geben muß und wenn, dann welchen Rahmen

Passage in der Partei und ihrem Apparat aufgenommen werden würde, der es gewohnt ist, derartige Anweisungen zu erfüllen und überzu-erfüllen. „In solchen Fällen sollte man besser zu großen Eifer an den Tag legen als sich zu wenig zu engagieren“ – nach dieser Regel begannen viele Parteikomitees zu verfahren, was unter den heutigen Bedingungen deren Ansehen im Volk untergraben mußte.

Die Diskussion vor dem Parteitag ist in vol-

lem Gang. Die Plattform des ZK der KPdSU, die Demokratische und die Marxistische Plattform wurden veröffentlicht... Der Offene Brief des ZK klang wie ein Rüttel, der an den Rahmen der Diskussion erinnerte. Ich kann mich noch erinnern, wie vor einer Begegnung Chruschtschows mit Eisenhower ein französischer Journalist die Haltung unseres ersten Mannes so charakterisierte: „Was das meine ist, ist das meine, über das andere aber kann man reden.“ Bei einer solchen Haltung kann man außenpolitisch nur schwer eine gemeinsame Sprache finden. Doch ist das in der innerparteilichen Diskussion möglich?

## Eine Eingangsbestätigung

Einige Tage nach dem Offenen Brief bestätigten die Anhänger der Demokratischen Plattform auf ihre Art den Eingang, indem sie in der mit einer Auflage von über 32 Millionen erscheinenden Wochenzeitung „Argumenty i Fakty“ ihre Antwort unter der Überschrift „Eine bewußte Wahl treffen“ veröffentlichten. Besondere Brisanz erhielt die Antwort dadurch, daß einer seiner Mitverfasser, Ökonomieprofessor Gavril Popow, eine Woche später zum Vorsitzenden des Moskauer Stadtso-wjets gewählt wurde. Zitieren wir aus dieser Antwort: „Der konservative Teil des Partei- und Staatsapparats, der das Land an den Rand der wirtschaftlichen und politischen Katastrophe gebracht hat, unternimmt wütende Versuche, am Vorabend des 28. Parteitages der KPdSU einen perestroikafeindlichen Umsturz in der Partei zu vollziehen... Wieder tritt im

Namen des Zentralkomitees eine Gruppe von Personen auf, die der Partei ihre Auffassung aufzuzwingen sucht, wobei sie die Meinung der demokratisch gesinnten Mitglieder des ZK und der meisten Kommunisten des Landes ignoriert... Die Anhänger der Bewahrung des alten Modells der Partei als des führenden Elements des administrativen Kommandosystems sind sich sehr wohl bewußt, daß sie einem offenen und ehrlichen Wettstreit der Ideen und Positio-

nen nicht standhalten können... Die Diskussion vor dem Parteitag ist in vollem Gang, und deren Bilanz wird der Parteitag ziehen. Dann werden die Kommunisten, das ganze Volk sehen, wer die Partei vom Kurs auf Perestroika und demokratische Erneuerung abbringt, indem er versucht, eine Spaltung zu provozieren, indem er sich vor dem 28. Parteitag der KPdSU von den Reformkommunisten trennt, und wer sich dagegen wehrt...“

## Meinung der Komsomolzen

Die 2000 Delegierten des Komsomolkongresses, der in der gleichen Woche in Moskau seinen Abschluß fand, konnten noch sowohl den Offenen Brief des ZK der KPdSU als auch die entgegengesetzten Auffassungen kennenlernen, die von Diskussionsteilnehmern in der Presse geäußert wurden, als ob sie die Warnungen nicht gehört hätten.

So hatten die Delegierten des Komsomolkongresses bei der Festlegung ihrer Position alle Möglichkeiten zu erfahren, was die Älteren zu diesen Fragen denken. Die einen wie die anderen und wieder andere... Denkt man an die langjährigen Traditionen des Komsomol als „Kampfgefährten und Reserve der Partei“, dann hätte man meinen können, daß der Kongreß den Offenen Brief des ZK der KPdSU voll und ganz billigen würde. Und das um so mehr, da hauptamtliche Komsomolfunktionäre die Hälfte der Delegierten stellten und vier von fünf Delegierten Parteimitglieder waren.

Doch im Aufruf des 21. Komsomolkongresses an das ZK der KPdSU und an die Kommunisten des Landes lesen wir: „Unserer Meinung nach ist der Offene Brief des ZK der KPdSU ein Versuch, die Diskussion in der Partei zu bremsen. Die Veröffentlichung dieses Briefes auf dem Höhepunkt der Diskussion vor dem Parteitag kann dazu führen, daß die konservativen Kräfte den Offenen Brief des ZK der KPdSU als Rechtfertigung benutzen werden, um Kommunisten, die andere Ansichten äußern, zu unterdrücken. Wir appellieren an das ZK der KPdSU, an alle Kommunisten, an alle Parteiorganisationen und schlagen vor:

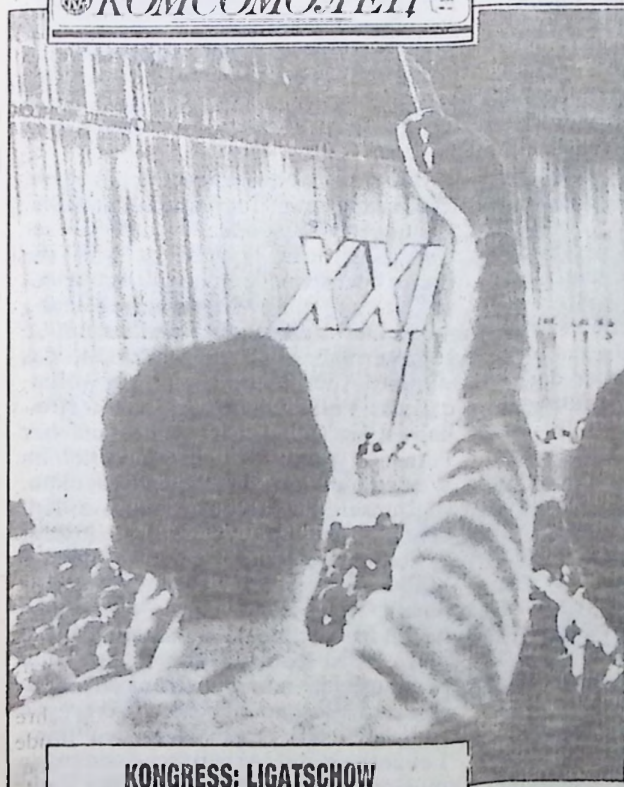
– bis zum 28. Parteitag der KPdSU auf organisatorische Maßnahmen gegenüber Parteimitgliedern, die die eine oder andere Plattform in der KPdSU unterstützen, zu verzichten;

– die Anhänger der Demokratischen Plattform verzichten in der Zeit vor dem Parteitag auf die organisatorische Verankerung in einer Fraktion und konzentrieren sich auf die Propagierung ihrer Ideen auf den Versammlungen der Parteiorganisationen, auf den Plenen und den Tagungen der Parteikomitees.

## KONGRESS: ABWEICHENDE MEINUNG? FIXIERT!

МОСКОВСКИЙ

КОМСОМОЛ



## KONGRESS: LIGATSCHOW MIT BEIFALL BEDACHT

МОСКОВСКИЙ

КОМСОМОЛ

Der 21. Komsomolkongreß beteiligte sich an der innerparteilichen Diskussion, indem er eine eigenständige, nicht orthodoxe Position bezog. Auch zum eigentlichen Aufgabenbereich des Komsomol sagte der Kongreß ein neues Wort: Er erklärte den Leninischen Komsomol der Union zu einer Föderation gleichberechtigter Jugendverbände

Wir meinen, daß solche Schritte eine konstruktive Entwicklung der Diskussion vor dem Parteitag sicherstellen, einen realen Meinungspluralismus auf dem 28. Parteitag der KPdSU gewährleisten und die Voraussetzungen dafür schaffen können, daß der Parteitag optimale, ausgewogene Entscheidungen trifft.

Wir sind davon überzeugt, daß allein der Parteitag der KPdSU den strategischen Kurs der Partei festlegen kann, gestützt auf alles Progressive, was in der Plattform des ZK der KPdSU, in der Demokratischen oder irgendeiner anderen Plattform zum Ausdruck kam, allein der Parteitag darf darüber entscheiden, ob die Anhänger der einen oder anderen theoretischen Ansicht in die Partei gehören."

### Mehr Tempo?

Ich kann mir nicht vorstellen, daß selbst ein solcher vom Ton her durchaus gemäßigter Aufruf von einem der früheren Komsomolkongresse hätte verabschiedet werden können: Selbst der geringste Zweifel daran, daß das ZK der KPdSU recht hatte, galt als undenkbar. Die endgültige Fassung des Aufrufs wurde, nachdem Sekretäre des ZK der KPdSU auf dem Kongreß das Wort ergriffen hatten, gegenüber der anfänglichen Variante spürbar abgeschwächt, doch nichtsdestoweniger: Die Delegierten des Komsomolkongresses parierten nicht, nachdem die älteren Genossen gesprochen hatten, wie früher und sagten sich nicht von ihrer Position los. Die meisten hauptberuflichen Komsomolfunktionäre aber wollten nach alter Gewohnheit eben so verfahren. Doch die große Masse der einfachen Komsomolmitglieder hätte sich sicher von ihnen abgewandt. Und diese Aussicht ließ sie Standfestigkeit bekunden. Der Komsomol will nicht mehr die Windfahne der KPdSU sein. Was ist dies, wenn nicht auch ein Zeichen für die Krise in der Partei? Nein, nicht für die Krise der Partei, sondern einer Konzeption, der zufolge die Partei alles weiß, sich mit allem befaßt, alles leitet und für alles verantwortlich ist.

Wir glaubten lange Zeit (oder taten zumindest so), daß eine solche Partei möglich sei, daß es sie gebe. Und nun schlittern wir unter ihrer Führung in die Krise, wobei wir neidvoll auf Länder blicken, die in den letzten 15 bis 20 Jahren von etwa dem gleichen Ausgangspunkt aus weit vorgeprescht sind... Wir suchen einander Angst zu machen mit den Gespenstern von Katastrophen, eines Bürgerkrieges, eines wirtschaftlichen Bankrotts, wenn wir die „heiligen Kühe“ unserer Ideologie und unserer Gesellschaft schlachten. Da muß man an die tschechoslowakischen Kommunisten denken, genauer gesagt, an die Parteifunktionäre, die am Vorabend des „Prager Herbstes“ vom letzten Jahr ebenfalls um nichts in der Welt von ihren „heiligen Kühen“ Abschied nehmen wollten, das jetzt aber liebend gern tun würden – doch dafür ist es zu spät. Lehren uns die Erfahrungen anderer denn nichts? Ich möchte hoffen, daß sich die Partei, der ich vor knapp 30 Jahren beigetreten bin, noch ändern kann, bevor es zu spät ist...

Alexander Guber

## „Wir sind kein bequemer Partner mehr“

Die sowjetischen Gewerkschaften versprechen den Werktätigen, sie vor den Schwierigkeiten des Übergangs zur Marktwirtschaft zu schützen. Auf Fragen der „NZ“ antwortet der neue WZSPS-Vorsitzende Gennadi JANAJEW



NZ. Sie übernehmen Ihr Amt in einer für die Gewerkschaften schwierigen Zeit: Einerseits geht es bei der Perestroika endlich unmittelbar an die Wirtschaftsstrukturen der Gesellschaft, was zahlreiche neue Probleme auslöst, andererseits besteht kein Vertrauen zu den Gewerkschaften, was die Entwicklung in den Kohlenrevieren unseres Landes veranschaulicht. Womit fangen Sie an?

G. Janajew. Die Gewerkschaften waren ins System integriert, im Grunde verstaatlicht. Sie befaßten sich mit allem, nur nicht mit ihren direkten Funktionen, nicht mit dem Schutz der Interessen und Rechte der Werktätigen. Die Grubenarbeiterstreiks verdeutlichten das. Die Situation, wie sie sich nach dem Sommer 1989 gestaltete, ließ uns im vorigen September das 6. Plenum einberufen. Das Plenum gab den Auftakt dazu, die Rolle der Gewerkschaftsbewegung in unserem Land umzudenken. Erstens erklärten die Gewerkschaften, daß sie Funktionen, die ihnen nicht eignen, zurückweisen. Wir räumten ein: Wenn wir handlungsfähig, aktiv und wirksam sein wollen, besonders beim Übergang zur Marktwirtschaft, müssen wir uns auf den Schutz der sozialökonomischen Rechte der Werktätigen konzentrieren.

Zweitens erklärten die Gewerkschaften, daß sie eine unabhängige, selbständige Massenorganisation sind, unabhängig vor allem von den staatlichen und wirtschaftlichen Verwaltungsorganen. Wir können uns den Luxus nicht mehr leisten, nur ein bequemer Partner der Regierung zu sein. Die korrekteste Haltung gegenüber der Regierung wäre die eines konstruktiven Opponenten: öffentlich und offen gegen Regierungsbeschlüsse aufzutreten, wenn sie nicht den Interessen der Werktätigen entsprechen. Schon mehrmals stimmten

die Gewerkschaften Regierungsbeschlüssen nicht zu und erreichten ihre Revision. Das bezieht sich z. B. auf den Beschluß über die Preiserhöhung bei Energieträgern oder die Liste der Waren, die versteigert werden dürfen.

NZ. Da Sie vorhin vom Platz der Gewerkschaften beim Übergang zur Marktwirtschaft sprachen – wo sehen Sie ihn?

G. J. Weltweite Erfahrungen zeigen, daß gerade beim Übergang zu Marktbeziehungen, besonders wenn dieser Übergang nicht vorbereitet war, die Preise hochschnellen und die Arbeitslosigkeit zu einer Massenerscheinung wird. Der Verbrauchermarkt kann so gewissermaßen saturiert werden, das stimmt. Aber wir sind daran gewöhnt, daß wir Vollbeschäftigung haben (freilich ist sie ineffektiv, wo bei uns vier Personen eingesetzt sind, arbeitet im Westen nur eine). Ich kann mir denken, wie unsere Leute reagieren werden. Schon jetzt, ganz zu Beginn unserer Wirtschaftsreform, haben wir über 3 Millionen Arbeiter in der Volkswirtschaft freigesetzt. Viele von ihnen haben inzwischen einen neuen Arbeitsplatz, es ist jedoch bekannt, daß Hunderttausende immer noch auf Arbeitsuche sind. Besonders besorgniserregend ist, daß auch junge Menschen ihren Lebensweg mit Arbeitsuche anfangen müssen. Dabei hat das Volk die Perestroika unterstützt, weil sie darauf gerichtet ist, den Lebensstandard der Werktätigen zu erhöhen und die materiellen Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Jetzt dagegen müssen wir sagen, daß diese Perestroika binnen eines Zeitraums auf Kosten des Menschen verwirklicht werden, seine Begriffe und Vorstellungen etwas umkrempeln wird.

**NZ.** Auch jene sozialen und ökonomischen Rechte schmälern, die der Sozialismus verkündete?

**G. J. Gewiß.** Wenn wir noch dazu an unsere Mentalität und die Schwierigkeiten denken, mit denen unsere recht deformierte Wirtschaft schon jetzt zu tun hat, können wir uns auf eine Explosion gefaßt machen, wenn wir die Bevölkerung nicht materiell und begriffsmäßig auf die neuen Marktverhältnisse vorbereiten. Deshalb befürworten die Gewerkschaften zwar die Marktbeziehungen – ohne sie werden wir unsere Wirtschaftsreform nicht radikalisieren –, fordern jedoch, daß Vorbereitungen getroffen werden. In der Praxis bedeutet das erstens, daß die Regierung dem Volk offen sagen muß: Die Preise werden auf ein Mehrfaches steigen, die Inflation sich zu einer Superinflation auswaschen. Das war der Fall in Polen, wo die Inflation 650% erreicht, die Preise um 1000% gestiegen sind und eine Massenarbeitslosigkeit aufgekommen ist. Mehr noch, mir scheint, daß es unmöglich ist, diese Entscheidung zu treffen, ohne das Volk zu Rate gezogen zu haben. Die Menschen müssen diese schwere Option – eine Veränderung der Wirtschaftsordnung in unserem Land – bewußt treffen.

Bevor wir die Marktbeziehungen bei uns einführen, müssen wir eine Reihe von Maßnahmen treffen, um juristische, wirtschaftliche und arbeitsmäßige Garantien auszuarbeiten. Wir müssen soziale Stabilisatoren in unseren Wirtschaftsmechanismus einbauen. In erster Linie müssen wir ein spezielles Gesetz über die Beschäftigung verabschieden und darin die Bestimmung vorsehen, daß der Staat verantwortlich ist für die Zuweisung von Arbeitsplätzen an Menschen, die in staatlichen Betrieben zu arbeiten wünschen. Außerdem muß man ein System der sozialen Hilfeleistungen für Arbeitslose vorsehen. Drittens müssen im Land auch ein staatliches Programm für Arbeitsvermittlung, Umschulung, geographische Verlegung von Menschen aus Regionen mit überschüssigen Arbeitskräften in Regionen mit chronischem Mangel an Arbeitskräften sowie spezielle öffentliche Arbeitsprogramme bestehen, die einen Teil der (hauptsächlich ungelerten) Arbeitskräfte aufnehmen würden. Ein Beispiel wäre ein Wohnungsbauprogramm unter Einsatz von Hilfsarbeitern, ein Straßenbau-, ein Umweltschutzprogramm usw. Ferner sind Antiinflationsgesetze anzunehmen. Der WZSPS (Zentralrat der Sowjeti-

schen Gewerkschaften) hat schon den Entwurf eines solchen Gesetzes wie übrigens auch den Entwurf eines Gesetzes über Beschäftigung vorbereitet. Auch die Regierung hat Entwürfe dieser zwei Gesetze ausgearbeitet. Jetzt sind wir dabei, unsere Standpunkte einander anzunähern. Wenn das nicht gelingt, werden wir dem Obersten Sowjet der UdSSR alternative Entwürfe vorlegen und auf ihre Annahme hinwirken. Auf jeden Fall meinen wir, daß schon jetzt ein Indexationssystem – Erhöhung von Löhnen, Gehältern und Renten je nach Preiserhöhungen – auszuarbeiten ist. Das wird in jedem zivilisierten Land praktiziert. Ohne einen solchen Mechanismus ist es unmöglich, zum Markt zu kommen.

**NZ.** Gibt es Probleme in den Beziehungen zwischen der Regierung und den Gewerkschaften? Hat man z. B. Sie zu Rate gezogen, als der Plan der Wirtschaftsreformen ausgearbeitet wurde?

**G. J.** Selbst ein Ehepaar hat von Zeit zu Zeit mit Problemen zu tun. Die Gewerkschaften sind mit der Regierung nicht einmal verlobt. Natürlich bestehen zwischen uns Differenzen. Man muß jedoch sagen, daß unsere Fachkräfte und Experten faktisch in allen Stadien der Ausarbeitung neuer Wirt-

schaftsentwürfe dabei sind. Etwas anderes ist, daß der Standpunkt der Gewerkschaften nicht immer berücksichtigt wird. Jeder unausgewogener Beschluß führt zu einer Konfliktsituation, wir möchten jedoch nicht, daß solche Konfliktsituationen zu Streiks führen. Streiks sind eine legitime Waffe der Werktätigen, aber sie kehrt sich gegen ihre eigenen sozialökonomischen Interessen.

Was die Wirtschaftsreformen betrifft, die jetzt zur Erörterung vorliegen, so kann man nicht behaupten, daß wir mit allem einverstanden wären. Aber als der Oberste Sowjet der UdSSR das Regierungsprogramm erörterte, stimmten die Deputierten der Gewerkschaften für den außerordentlichen Plan. Wir mußten die Regierung unterstützen, weil das eine optimale Handlungsvariante unter den außerordentlichen Bedingungen war. Überdies kann ich offen sagen, daß gegenwärtig, da die Rede von unterschiedlichen Konzepten der Marktbeziehungen ist, die Gewerkschaften in einer Reihe von Fragen noch nicht zu Rate gezogen wurden. Allerdings hörte ich mit Befriedigung, wie der Präsident im abschließenden Stadium der Diskussion sagte, man dürfe diesen Schritt nicht tun, ehe man nicht soziale Garantien geschaffen und das Volk konsultiert hat. Ich nehme an, daß das nicht nur eine Phrase ist, und werde als Gewerkschaftsvorsitzender zu erzielen suchen, daß unsere Meinung nicht nur vernommen wird – wir brauchen keine Nachsicht –, sondern auch Beachtung findet.

**NZ.** Nun haben wir eine außerordentliche Situation um Litauen, es wird beschlossen, die Erdöl- und Erdgaslieferungen zu kürzen. Begreiflicherweise wirkt sich das auf die Interessen der Werktätigen und ihre Rechte aus. Wie reagieren die Gewerkschaften darauf?

**G. J.** Der Beschluß, der in der Erklärung des Präsidenten und des Premierministers bekanntgegeben wurde, fiel sicherlich schwer. Als Gewerkschafter müßte ich sagen, daß dieser Beschluß nicht den Interessen der Werktätigen dient und sowohl den litauischen als auch den russischsprachigen Bevölkerungsteil in eine genügend schwierige Lage bringt. Man muß jedoch bedenken, daß diesem harten Beschluß ein Verstoß des Obersten Sowjets Litauens gegen die Verfassung der UdSSR zugrunde liegt. Ich meinerseits kann nur bedauern, daß zu gewalttätigen Methoden gegriffen werden muß.

**Das Gespräch führte Irina Lagunina**



Kusnezsk-Becken: Die Kumpel fordern, daß für sie gesorgt wird

# Litauischer Knoten

**W**ie ist Washingtons Reaktion auf die Entwicklung des Konfliktes zwischen Moskau und Vilnius, genauer gesagt zwischen der Sowjetunion und Litauen, politisch zu bewerten? In letzter Zeit höre ich von einigen Moskauer Politikern und Kollegen immer häufiger: Die USA, besonders der US-Kongreß, mischen sich wieder in unsere inneren Angelegenheiten ein, benutzen Litauen als Vorwand, um von den positiven Veränderungen in den sowjetisch-amerikanischen Beziehungen abzulenken. Ein bekanntes Szenario.

Und doch weckt diese Einschätzung bei mir heute Zweifel. Besonders, wenn man sich mögliche amerikanische Schritte in einer ähnlichen Situation vor

etwa fünf Jahren auszumalen sucht. Ich würde gerade die Ausgewogenheit und Zurückhaltung der Handlungen und Äußerungen der jetzigen amerikanischen Administration hervorheben, was noch vor kurzem für das Weiße Haus keineswegs charakteristisch war. Und das um so mehr, da es hierbei um eine für die Amerikaner eindeutige Frage geht. Die Vereinigten Staaten haben das Baltikum, darunter Litauen, nie als Bestandteil der Sowjetunion anerkannt – davon zeugt jedes amerikanische Schulbuch. In den USA ist es völlig unbestritten, daß der Anschluß des Baltikums an die UdSSR am Vorabend des Krieges ein Gewaltakt war. Die große Kolonie von Menschen, die aus dem Baltikum stammen, hat in den USA ihre Pressure Groups. Und

jetzt, nachdem die Sowjetunion das geheime Zusatzprotokoll zum Molotow-Ribbentrop-Pakt von 1939 verurteilt hat und die Entwicklung in den baltischen Republiken, wie man meinen könnte, bestätigt, wie begründet die langjährige amerikanische Position ist, hat es Washington nicht eilig, die Unabhängigkeit Litauens anzuerkennen. Warum?

Auf meine Frage antwortete ein hochrangiger amerikanischer Diplomat wie folgt: Wir verstehen, daß in gewissen Kreisen in der Sowjetunion unsere Anerkennung Litauens als Provokation gewertet würde und die Lage der Litauer, ja überhaupt die Lösung des Problems, erschweren würde. Ich stelle eine andere Frage: Ist amerikanische Wirtschafts- und Finanzhilfe für Litauen denkbar? „Wohl kaum“, schüttelt mein Gesprächspartner den Kopf, ohne allerdings den Vorbehalt zu vergessen, dies sei seine persönliche Einschätzung.

Natürlich gibt es in Washington auch andere Politiker, besonders unter den Kongreßmitgliedern. Sie meinen, man solle endlich Sanktionen gegen Moskau wegen des Drucks auf Litauen, das sein Selbstbestimmungsrecht verwirklichen will, verhängen. Der Einfluß dieser Politiker wirkte sich auch auf die Entscheidung der Administration aus, die Erarbeitung neuer Handels- und Wirtschaftsabkommen mit Moskau zu bremsen. Nichtsdestoweniger ist man sich im Weißen Haus bewußt, wie kompliziert die Lage ist, in die die sowjetische Führung gelangte: Dazu gehören die Verflechtung der wirtschaftlichen Verbindungen zwischen den Republiken, die Pro-

bleme der zwischennationalen Beziehungen und das allgemeine Fiasko in der Wirtschaft des Landes.

Natürlich nicht geleitet von uneigennütigen Sympathien für Michail Gorbatschow, erklärte James Baker dieser Tage vor dem Kongreß: „Wir wollen einen Erfolg der Perestroika in der Sowjetunion.“ Und konkretisierte sogleich: „Es liegt im amerikanischen Interesse, daß der Prozeß der Reformen fortgesetzt wird, da dann die UdSSR mit diesem inneren Prozeß zu tun haben und sich nicht mit Expansion nach außen befassen wird... Die amerikanischen Interessen können nicht isoliert von den Ereignissen in der UdSSR und in Osteuropa bestehen. Unsere Aufgabe ist es, Anknüpfungspunkte zum beiderseitigen Vorteil zu finden. Diese Politik umfaßt die Zusammenarbeit in den verschiedensten Fragen, die unsere Länder berühren: regionale Konflikte, Rüstungskontrolle, Menschenrechte, transnationale Beziehungen und die bilateralen Wirtschaftsverbindungen.“

Die neue Qualität der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen wird, wie ich meine, paradoxerweise gerade in komplizierten Situationen deutlich. Man nehme die Reaktion der UdSSR auf die Handlungen der USA in Panama. Moskau hätte von seinen Positionen aus wütend protestieren und Fortschritte bei der Erreichung von Vereinbarungen bremsen können. Was übrigens gerade jene wollten, die in unserem Land ihre „Prinzipien nicht preisgeben wollen“. Moskau reagierte nicht so auf das Vorgehen in Panama. Ebenso, wie das Weiße Haus bislang die Zukunft der Beziehungen zur Sowjetunion wegen der Lage in Litauen nicht aufs Spiel setzen will. Und in den Vereinigten Staaten gibt es genug Anhänger der eigenen, der amerikanischen, Prinzipien.

Politik ist die Kunst des Möglichen. Deshalb sollte man die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen nicht zu häufig einem Härte-test unterwerfen. In diesem Fall durch die Anwendung von Gewalt zur Lösung des Konflikts mit Litauen – ob mit wirtschaftlichem, politischem oder militärischem Druck. Ein Dialog ist geboten – wohl kaum gibt es einen vernünftigeren und würdigeren Ausweg aus der litauischen Situation. Zu viel hängt heute davon ab, wie es Moskau zusammen mit Vilnius gelingen wird, den litauischen Knoten zu lösen.

Die Interessen der sowjetischen und der amerikanischen Konservativen sind bei all ihrer scheinbaren Gegensätzlichkeit eng miteinander verflochten. Jeder Fehler der sowjetischen Führung kann bewirken, daß die Rechten in Washington das Weiße Haus auf Konfrontationskurs bringen. Die Konservativen in Moskau ihrerseits werden alles tun, um zum Rummel der Konfrontation die Perestroika zu drosseln.

Eine dynamische Entwicklung der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen liegt im amerikanischen wie im sowjetischen Interesse. Und das, woran die Amerikaner wie auch wir uns nur mühsam gewöhnen, verlangt eine Vertiefung des Vertrauens und folglich die Berücksichtigung der Meinungen des Partners zu einem weiten Spektrum von Fragen, auch zu den heikelsten, inneren.



Galina  
Sidorowa

Man sollte  
die  
sowjetisch-  
amerikan-  
ischen  
Beziehungen  
keinem  
Härte-test  
unterziehen



Meetings „für“  
und „gegen“ die  
Unabhängigkeit  
Litauens auf dem  
Platz vor dem  
Obersten Sowjet  
der Republik



## Beziehungen überschattet

### Der Dialog Moskau – Washington und die „Litauen-Frage“

„**A**nfang der 70er Jahre haben wir schon eine Chance versäumt, unsere Handelsbeziehungen zu normalisieren, wir dürfen diesen Fehler nicht noch einmal machen“, sagte mir Eugene Milosh, Präsident der American Association of Exporters and Importers, als bekanntgegeben wurde, daß die US-Administration beabsichtigt, die Erfüllung der Vereinbarungen von Malta über den Ausbau der Handels- und Wirtschaftsbeziehungen auszusetzen. Das war die Meinung eines Vertreters der US-Geschäftskreise, der an der Entwicklung des Handels zwischen den USA und UdSSR von Berufs wegen interessiert ist.

Jeri Laber, Vertreterin der „Helsinki Watch“, einer Rechtsschutzorganisation, die bei uns noch vor kurzem antisowjetisch genannt wurde, meinte ihrerseits: „Wir haben keine Position in der Gebietsfrage. Aufmerksam verfolgen wir die Ereignisse um Litauen, aber mit Ausnahme des Verbots für den Aufenthalt von Auslandsjournalisten in der Republik, des demonstrativen Aufmarsches von Kriegstechnik durch Vilnius und der Verhaftung von Deserteuren in einem Stadtkrankenhaus kann ich keine Verstöße gegen die Menschenrechte in Litauen feststellen.“

Soweit die Meinung von zwei Amerikanern, die fast polare Positionen gegenüber unserem Land beziehen. Wie denkt der sogenannte Durchschnittsamerikaner darüber? Eine Antwort darauf gibt eine soziologische Umfrage, die das „Wall Street Journal“ und die Fernsehgesellschaft NBC veranstalteten: Der „statistische Durchschnittsbürger der USA“ wendet sich dagegen, daß die Beziehungen zwischen zwei Großmächten an die

Gewährung der Unabhängigkeit an Litauen geknüpft werden. Zur Bekräftigung seien hier drei Fragen zitiert, die den Befragten gestellt wurden.

„Wenn Sie die Wahl hätten zwischen der Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu Präsident Gorbatschow und der Unterstützung von Litauens Bemühungen um seine Unabhängigkeit, was erscheint Ihnen wichtiger?“ 61% der Befragten sprachen sich für die Fortsetzung der freundschaftlichen Beziehungen, 23% für die Unterstützung Litauens aus, 18% hatten keine Meinung.

„Vor kurzem verkündete Litauen, eine Republik der Sowjetunion, ihre Unabhängigkeit. Glauben Sie, daß die Vereinigten Staaten Litauen als unabhängigen Staat anerkennen sollten oder sich besser nicht in diese Angelegenheit einmischen?“ 64% der Befragten waren für Nichteinmischung, 30% für die Anerkennung Litauens, 6% enthielten sich der Stimme.

„Wenn die Sowjetunion militärische Gewalt anwendet, um die Gründung eines unabhängigen Staates der Litauer zu verhindern, müssen die USA das bevorstehende Gipfeltreffen zwischen Präsident Bush und Präsident Gorbatschow absagen?“ 61% der Befragten waren für das Treffen, 31% dagegen, 8% enthielten sich der Stimme.

Ich denke, daß diese Optionen auf den nationalen Erfahrungen der US-Bürger beruhen, die die „Kinderkrankheit“ des Separatismus zur Zeit der Herausbildung ihrer Föderation durchgemacht haben.

Wenden wir uns aber von Emotionen ab und der Meinung von Experten zu. Schon im Februar-Heft der Zeitschrift „Plan-

Econ Report“, die vom Forschungszentrum „PlanEcon“ (Forschung und Prognostizierung der Lage in Ländern mit Planwirtschaft) herausgegeben wird, finden wir eine sehr ausführliche Analyse der Wirtschaftssituation in der UdSSR. Dort wurden auch Fragen behandelt, betreffend die Möglichkeit des wirtschaftlichen Überlebens einzelner UdSSR-Republiken als unabhängige Staaten, darunter auch der baltischen Sowjetrepubliken. Anhand der wirtschaftlichen Kennziffern gelangten die Wissenschaftler zu folgendem Schluß: Theoretisch könne sich jede Republik mit Agrarerzeugnissen versorgen. Eben theoretisch, weil sie im Falle der Abtrennung Treibstoffe und andere Energieträger im Ausland, d. h. gegen Valuta, kaufen müßten. Insgesamt aber sprachen die US-Experten den baltischen Republiken die Fähigkeit, als unabhängige Staaten zu überleben, ab. Allerdings machten sie den Vorbehalt: wenn ihnen nicht lange Zeit bedeutende Hilfe aus dem Ausland erwiesen wird. Ihr Urteil begründeten die Wissenschaftler damit, daß die Republiken keine „valutafähigen“ Energieträger und Rohstoffe haben, daß ihre Industrie von Lieferungen aus anderen UdSSR-Republiken abhängt und daß ihre Erzeugnisse, die exportiert werden könnten, gemessen an weltweiten Kriterien, von nicht sehr hoher Qualität sind.

Kurzum, die amerikanischen Experten haben schon im Februar alles durchgerechnet und verstanden: In den Jahren des Aufenthalts im Bestand der Sowjetunion ist Litauen wirtschaftlich so sehr an die UdSSR „angewachsen“, daß es gegenwärtig nicht als selbständiger Staat überleben kann.

Eine Analyse der Schritte der Administration Bush auf dem Gebiet der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen zeigt, daß der Präsident, der sich von Experten und Politikern beraten läßt, bisher sehr wohl erkennt, wie kompliziert und prekär die Litauen-Frage ist. Er hat jedoch in seiner Inaugurationsansprache den Kurs auf

Zusammenarbeit mit dem Kongreß verkündet und muß auch auf den Gesetzgeber Rücksicht nehmen. Die Parlamentarier ihrerseits haben zwar ihre öffentliche Kritik an der Administration, besonders nach der erwähnten Umfrage, eingeschränkt, beziehen jedoch wenn nicht gerade eine „prolitauische“, so doch eine „Anti-Moskau-Position“ und bestehen darauf, daß zwischen dem weiteren Fortschritt in den sowjetisch-amerikanischen Beziehungen und der Gewährung der Unabhängigkeit an Litauen ein Junktum herzustellen sei. Das spürte ich an mir: Kein einziges Kongreßmitglied, dem ich anbot, diese Frage zu erörtern, wollte der „NZ“ ein Interview geben.

Aber aus Stellungnahmen in den amerikanischen Massenmedien geht hervor, daß rechtskonservative Politiker in dieser Kampagne der Ausfälle gegen die Administration den Ton angeben.

Was die übrigen Kongreßmitglieder angeht, ist die Sache ebenfalls mehr oder minder klar: Erstens bestehen in ihren Wahlkreisen Kommunen von Emigranten aus den Republiken des sowjetischen Baltikums, von denen der Platz im Kongreß doch abhängt. Zweitens haben die Parlamentarier Angst, als liberal zu gelten, besonders kurz vor den Wahlen zum Kongreß. Alles in allem recht eigennützige Interessen, aber vorläufig beabsichtigen die Kongreßmitglieder, sie zu behaupten, und geben u. a. ihre Absicht bekannt, die Ratifizierung des neuen Handelsabkommens zu untergraben oder ihm zumindest Zusatzanträge vom Schlage des Jackson-Vanik-Zusatzes anzuhängen.

Sie haben in dieser Hinsicht doch etwas erreicht: Nachdem die Lieferung von Energieträgern an Litauen eingeschränkt worden war, gab die Administration ihre Absicht bekannt, die Erörterung von Fragen der Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zur UdSSR aufzuschieben, erklärte sich jedoch bereit, über andere Punkte der Tagesordnung des bevorstehenden Gipfeltreffens zu diskutieren.

Haben also zwei Großmächte, die gewichtige Fortschritte bei der Abrüstung, der Festigung der europäischen Sicherheit und der Lösung globaler und regionaler Probleme erzielt haben, jetzt, fast 20 Jahre nach dem ersten Versuch, ihre Handels- und Wirtschaftsbeziehungen wieder nicht normalisieren, ihnen nicht zivilisierten Charakter verleihen können? Man möchte hoffen, daß die Frage vorläufig noch nicht so steht. Wahrscheinlich will die Administration durch die Hinauszögerung der Unterzeichnung der Dokumente über Handel, Wirtschaft und Investitionen – der US-Kongreß würde sie jetzt sowieso nicht bestätigen – Zeit gewinnen.

**Jewgeni Andrianow**  
NZ-Korrespondent  
NEW YORK

# Wir werden ein neues Modell der Beziehungen schaffen –

das ist die Überzeugung von Rumäniens Botschafter in der UdSSR Vasile Sandru

**NZ.** Sie wurden erst nach dem Sturz der Ceausescu-Diktatur Botschafter Rumäniens in der UdSSR. Eine andere Zeit stellt auch andere Aufgaben. Wie sehen sie heute aus?

**V. S.** Nach dem Sturz von Ceausescu wurde bekanntlich die Entwicklung der rumänisch-sowjetischen Beziehungen auf neue, ich würde sagen, gesunde, beiderseitig vorteilhafte und offene Grundlage gestellt. Das bestimmt auch den eigentlichen Inhalt der Arbeit der Botschaft mit der sowjetischen Seite. Wir haben regelmäßige Kontakte im politischen und wirtschaftlichen Bereich. Der beiderseitige Wunsch ist vorhanden, die neuen wirtschaftlichen Beziehungen, beruhend auf Weltmarktpreisen und auf frei konvertierbarer Währung, weiterzuentwickeln. Große Möglichkeiten tun sich für einen Ausbau der kulturellen Zusammenarbeit auf. In diesem Bereich ist in den letzten Jahren nur sehr wenig geschehen. Das Ceausescu-Regime förderte im Grunde die Isolierung Rumäniens von der Weltkultur und die Unterdrückung des kulturellen Lebens im Lande selbst. Viele Werke der Literatur und Kunst waren verboten, darunter die so traditionsreiche religiöse Kunst. All das gilt auch für die Wissenschaft, die Massenmedien, den Film und das Kunsthandwerk. Ich bin davon überzeugt, daß sich auch die Kontakte zwischen den Parteien entwickeln werden.

**NZ.** Und wie entwickeln sich die Beziehungen zu Moldawien?

**V. S.** Schon jetzt hat man diese Kontakte erleichtert. Die Grenze ist offen. Natürlich muß noch einiges getan werden, was die technische Ausrüstung angeht. Neue Grenzübergänge werden eingerichtet, doch sie müssen, wie erforderlich, ausgestattet werden. Die Menschen aber reisen bereits. Und ich meine, daß dies sehr gut ist, da viele Jahre solche Kontakte verboten waren. Und das rief Unzufriedenheit hervor.

**NZ.** Sind Sie Kommunist?

**V. S.** Ich war über 40 Jahre Parteimitglied, doch als man auf Befehl der Parteiführung das Feuer auf das eigene Volk eröffnete, gab ich mein Parteibuch zurück. Ich weiß nicht, wie die Vorschriften in Zukunft sein werden, doch jetzt

sieht es so aus, daß die Diplomaten, die Militärs, die Mitarbeiter der Rechtspflege, der staatlichen Massenmedien, insbesondere von Rundfunk und Fernsehen, einer Partei nicht angehören dürfen. So bin ich als Parteilooser hierhergekommen, und ich bin wirklich Parteilooser.

**NZ.** Also sind alle Mitarbeiter Ihrer Botschaft Parteiloose, und folglich gibt es bei Ihnen nicht einmal ein Parteikomitee?

**V. S.** Nicht einmal eine Gewerkschaft...

**NZ.** Doch die Revolution erfolgte ja erst vor kurzem, in der Botschaft aber muß es viele Diplomaten geben, die noch zu Zeiten Ceausescus kamen?

**V. S.** So gut wie alle, die hier früher tätig waren, arbeiten auch jetzt hier. Doch die RKP

ist bereits in den Tagen der Revolution verschwunden, und selbst jene, die ihr weiter angehören wollten, können das nicht, da es sie seit dem 21. Dezember 1989 nicht mehr gibt.

Wenn sich nach den Wahlen die Frage einer Auswechslung der Botschafter stellt, wird mir das nicht zu schaffen machen. In anderen Ländern, wie z. B. in den USA, stellt ein Botschafter nach den Präsidentschaftswahlen sein Amt zur Verfügung des Präsidenten, und der entscheidet dann, ob er weiter von seinen Diensten Gebrauch machen will oder nicht. Ich meine, auch bei uns wird es etwas Ähnliches geben, wer auch an die Macht kommen mag.

Leider haben wir heute sehr ernste Probleme mit den Berufsdiplomaten, da in den letzten 20 Jahren eine Politik ihrer Vernichtung betrieben wurde. Sie wurden aus dem Außenministerium, aus dem diplomatischen Apparat entfernt. Es hieß, Diplomatie sei kein Beruf, jeder könne sich damit befassen. Und so wurden zur diplomatischen Arbeit, besonders als Botschafter, 1. Sekretäre von Kreiskomitees der Partei, ehemalige Minister und Leute, die nicht einmal Fremdsprachen kannten, delegiert. Es hieß, es sei sogar besser, wenn jemand eine Fremdsprache nicht beherrsche: So werde er nicht in Versuchung geführt, zu intensive Kontakte zu pflegen. Glücklicherweise ändert sich die Situation jetzt.

Das Gespräch führte  
V. Chilisnewskaja



# 30 Jahre danach

**Albanien ist an einer Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zur UdSSR und zu den USA interessiert**

**D**iese Erklärung des albanischen Führers Ramiz Alia klang zweifellos wie eine Sensation. Er äußerte sie beim 10. Plenum des ZK der Albanischen Partei der Arbeit (APA), dem dritten innerhalb der vergangenen sechs Monate. Das politische Leben in Albanien hat sich in letzter Zeit bedeutend verdichtet, und spiegelt die neuen Prozesse im wirtschaftlichen Leben des Landes wider. Es kann eine deutliche Beschleunigung festgestellt werden. Zweifellos sind hierin die Einflüsse der Veränderungen in Europa zu spüren. Man kann jedoch nicht behaupten, daß die Ereignisse im Ostteil des Kontinents auf albanischen Boden übergegriffen hätten.

Bei der Einschätzung der Entwicklung in der UdSSR und in Osteuropa erklärte Ramiz Alia, daß man „in diesen Ländern formell vom Sozialismus, seiner Ideologie und Praxis abgewichen“ sei, fügte jedoch sogleich hinzu: „Das ist ihre eigene Angelegenheit“.

Noch vor kurzer Zeit hätte der abschließende Satz bestimmt Anschuldigungen wegen Revisionismus, Sozialimperialismus und anderen „Sünden“ enthalten. Jetzt erkennt man in Albanien an, daß die Veränderungen in jedem beliebigen Land dessen innere Angelegenheit sind.

Die Verschleibungen in der Außenpolitik Albanien sind untrennbar mit den Veränderungen im Land verbunden. Das sind zwei Seiten eines Prozesses. Im Bereich der Ökonomie arbeitet man an der Verbesserung des Wirtschaftsmechanismus. In der Praxis bedeutet das: Übergang zur Selbstfinanzierung und zur realen Beteiligung der Werktätigen an der Verteilung des erwirtschafteten Gewinns. Elemente der Marktwirtschaft werden eingeführt, und der Einfluß wirtschaftsfremder Faktoren auf die Preisbildung wird immer geringer. Man fördert die Entwicklung kleiner Farmen, und den Bauernfamilien wird gestattet, Vieh zu pachten.

Die Veränderungen in der Wirtschaft bewirken auch Veränderungen bei der Kaderauswahl. In den

vergangenen zwei bis drei Monaten wurden allein in Tirana 266 Betriebsdirektoren und andere Leiter ausgewechselt. In den Ministerien und Behörden beträgt der Anteil der APA-Mitglieder nur 33 Prozent.

Natürlich läuft nicht alles glatt. Alia mußte zugeben, daß oft bei den Leituingswahlen der Apparat seinen Willen aufzwingt.

Die Demokratisierung hat auch den rechtlichen Bereich berührt. Man gründete ein Justizministerium und führte die Institution der Rechtsanwaltschaft ein, was es früher nicht gegeben hatte. Vorgesehen ist auch eine Veränderung der Strafgesetzgebung, wobei Passagen daraus entfernt werden sollen, die den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechen.

Hierzu sei bemerkt, daß die Korrektur des in Albanien existierenden Modells immer mit dem Hinweis verbunden ist, nicht vom Sozialismus und seinen Errungenschaften abzuweichen. Und dennoch zeichnet sich ein Abgehen vom bisherigen Sozialismusmodell in Albanien ab.

Die albanische Führung, die begriffen hat, daß sich die Situation in Europa grundlegend geändert hat, steht nun bei der Bestimmung ihrer nächsten außenpolitischen Schritte vor einem Dilemma. Soll man weiterhin im eigenen Saft schmoren oder den aktiven Dialog mit anderen Ländern suchen? Offensichtlich hat man sich für die zweite Variante entschieden.

Nach der unzweideutig positiven Beur-

teilung der Prozesse, die zur Festigung der Sicherheit in Europa führen, durch den albanischen Führer, kann man nun auf eine Beteiligung Albanien an der Helsinki-II-Konferenz hoffen. (Seinerzeit war Albanien das einzige europäische Land, das die Schlußakte von Helsinki nicht unterzeichnet hat.) Ich denke, daß die Aufnahme direkter Beziehungen zwischen Tirana und der EG nicht mehr lange auf sich warten läßt. Schon jetzt haben die Albaner ihre Kontakte zu verschiedenen EG-Ländern aktiviert und dabei ihren Wunsch zum Ausdruck gebracht, die Vorteile der Integration Westeuropas auch für sich zu nutzen.

Im gesamten Spektrum der Neuerungen in der albanischen Außenpolitik nimmt die Erklärung Alias über die Bereitschaft seines Landes, diplomatische Beziehungen zu den Großmächten aufzunehmen, eine besondere Stellung ein. Über 30 Jahre lang gab es zwischen der UdSSR und Albanien überhaupt keine Kontakte. Das passierte, als unser Land ideologische Meinungsverschiedenheiten auf die Politik übertrug und den ersten Schritt zum Abbruch der Beziehungen unternahm. Die diplomatischen Beziehungen zu den USA wurden noch früher abgebrochen. Und nun sagt der albanische Führer: „Wenn die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion tatsächlich, wie sie selbst erklären, ihre Einstellung zu Albanien verändern, haben wir keinen Grund, das nicht zu begrüßen. Wir wollen mit niemandem verfeindet sein.“

Der Prozeß der Wiederaufnahme von Beziehungen wird sich natürlich über einen gewissen Zeitraum erstrecken. Jetzt, da sich gute Möglichkeiten für die Normalisierung der sowjetisch-albanischen Beziehungen bieten, ergibt sich die Frage, warum dieses Problem nicht schon früher gelöst wurde. Hinweise auf die frühere dogmatische Haltung Albanien sind berechtigt. Mir scheint jedoch, daß sich auch unsere Diplomatie nicht gerade eines flexiblen Herangehens an Albanien rühmen kann.

Die Jahre der Unterbrechung in den sowjetisch-albanischen Beziehungen haben zu umfangreichen negativen Ablagerungen geführt, die es noch zu beseitigen gilt. Ramiz Alia erklärte: „Wir stellen keinerlei politische Bedingungen, akzeptieren allerdings auch keine. Wir bitten lediglich darum, Albanien so zu nehmen, wie es ist. Anderen gegenüber verhalten wir uns ebenso.“

Den Partner nehmen, wie er ist... Liegt nicht gerade darin das Geheimnis der Beilegung zwischenstaatlicher Konflikte? Ist das nicht die Lehre, die wir aus der Geschichte des Abbruchs der sowjetisch-albanischen Beziehungen, einer Geschichte, die hoffentlich bald vorbei ist, ziehen sollten?

**Gennadi Syssojew**  
NZ-Korrespondent  
BELGRAD



Im Hafen von Durrësi

Foto: „Nowaja Albanija“

# Im Angebot

## Traurige Gedanken nach einem Besuch der Internationalen Mustermesse in Brno

**E**ine Messe ist immer auch ein Fest. Zwei Tage ging ich von Pavillon zu Pavillon, verwundert, bewundernd... Was sich die Menschen so alles einfallen lassen, um schön und gesund zu sein, ein bequemes und gemütliches Heim zu haben! Traurig verließ ich dieses Fest. Nicht weil ich Abschied davon nahm. Eher schon weil ich es kennengelernt hatte.

Die Messe in Brno findet zum 21. Mal statt. In diesem Jahr hat sie ihre Besonderheiten. Die 802 Aussteller kamen aus 32 Ländern. Die revolutionären Umgestaltungen in der Tschechoslowakei und anderen osteuropäischen Staaten haben ein gänzlich anderes Konzept des Außenhandels bedingt. Keinerlei Vorrechte für einzelne Länder, keinerlei „Sonderbeziehungen“, alles spielt sich nach den Regeln des freien Marktes, der offenen Konkurrenz ab. Erstmals hatte die UdSSR hier keinen Sonderraum für ihre Erzeugnisse. Alle Waren waren nach Gruppen ausgestellt: ein Pavillon für Textilien und Leder, eins für Kleidung, eines für Möbel, eins für Haushalt-elektronik usw.

Wäre alles beim alten geblieben, so hätten unsere Industriewaren für die individuelle Konsumtion, wenn mit den weltbekannten Erzeugnissen des Kunstgewerbes – Wologda-Spitzen, Orenburger Wolltüchern, turkmenischen Teppichen, den Erzeugnissen aus Chochloma und Gshel – großzügig dekoriert und noch dazu von der betäubenden und berauschenden georgischen Tanzmusik begleitet (jedesmal lassen wir traditionsgemäß einer unserer Unionsrepubliken den Vorrang). diesmal fiel die Wahl auf Georgien), dem Publikum doch Beifall abgerungen. Aber so, in einer Reihe mit ausländischen Firmen ausgestellt, neben Weltspitzenerzeugnissen... Man kann sich gar nicht täuschen, schon beim Betreten eines Pavillons erkennt man sofort: Das da, ja, das ist von uns! Dabei zeigten unsere Betriebe keineswegs etwas, das wir im Inland nicht gebraucht hätten. Doch, doch, wir könnten die Waren ganz gut gebrauchen, zumal es etwas anderes in den sowjetischen Geschäften nicht gibt, und selbst sie sind dort rar. Aber wenn man

unsere Konsumgüter mit denen vergleicht, die gleich daneben ausgestellt sind, sieht man, wie deprimierend weit wir hinter dem weltweiten Niveau des Lebenskomforts zurückgeblieben sind. Dieses ärmliche Angebot, das mehr als bescheidene Design, die monotonen Formen unserer Industriewaren sind entmutigend.

W. Bartnowski, stellvertretender Direktor von „Elektronintorg“, eines der größten sowjetischen Aussteller, sieht einen der wichtigsten Gründe dafür im totalen Defizit auf dem Inlandsmarkt, das, wie er meint, die Entwicklung neuer Modelle nicht gerade stimuliere. An solche Erläuterungen sind wir nachgerade gewöhnt. Unser Markt ist vorläufig alles fressend und unersättlich, verschlingt alles, was eben erst produziert worden ist, und gestaltet beim bestehenden Organisationssystem die Produktionspolitik entscheidend mit. Was besagen die Erfahrungen anderer Länder dabei?

Der tschechoslowakische Möbelmarkt ist selbstverständlich besser versorgt als der unsrige. Aber nicht das macht die Errungenschaften der hiesigen Möbelindustrie aus. In diesem Land geht man vom festen Prinzip aus: Ganz gleich, ob sich der Verbraucher für ein Möbelstück vor drei Jahren angemeldet hat oder ins Geschäft gekommen ist, um Erforderliches gleich zu kaufen, der Lieferant muß ihm ein moder-

nes Modell anbieten. Die tschechoslowakischen Möbeltischler gehen nach dem unumstößlichen Gesetz vor: Unabhängig vom Grad der Marktversorgung wird das Sortiment alljährlich erneuert, werden alljährlich neue Konzepte vorgelegt und neue fortschrittliche Elemente für moderne Einrichtungen entwickelt. Jeder der zahlreichen staatlichen und genossenschaftlichen Betriebe, die zur gesamtrepublikanischen Aktiengesellschaft für den Außenhandel „Drevounia“ gehören, hat seine Spezialisierung und entwickelt neue Modelle selbständig. Bei der diesjährigen Messe zeigten 11 Möbelfabriken der „Drevounia“ mehrere hundert neue Ausstellungsstücke. Die Produktion der tschechoslowakischen Möbelbauer wurde von Vertretern zahlreicher anderer Länder gekauft.

Die sowjetische staatliche Außenhandelsvereinigung „Exportles“ war ebenfalls auf der Messe vertreten. Sehr stolz sagten mir ihre Leiter, daß unsere Vorräte an Nutzholz 86 Md. Kubikmeter betragen, daß wir über mehr als die Hälfte der Weltressourcen an gelagertem Nadelholz verfügen. Alljährlich liefert die sowjetische Holzbearbeitung ca. 100 Mio Kubikmeter Sägeholz, über 2 Mio Kubikmeter Sperrholz und 5,7 Mio Kubikmeter Holzspanplatten. Wieviel davon wird für die Produktion von Massenbedarfsgütern verwendet? Die Vereinigung stellt ganze fünf bescheidene Möbelschätze aus: zwei Arten von Schlafzimmer, das Kinderzimmer „Artek 3“, ein Set für die Garderobe, die unter der Nummer BN-1049 firmiert, und die Küche „Präsent“. Punktum.

Die Messe zeigt besonders eindringlich, wie verderblich unsere zentrale Planung und das Diktat der Behörden für die Entwicklung der einheimischen Produktion von Massenbedarfsgütern sind. Den meisten sowjetischen Industriewaren ist gleichsam der Stempel aufgedrückt: für den Plan, für die Bruttoproduktion erzeugt. Attraktivität einer Ware, ihre Handlichkeit, die Befriedigung der verschiedensten Bedürfnisse des Verbrauchers sind die letzte Sorge.

Eine kleine Insel der Hoffnung waren zwei sowjetische Aussteller, die ihre Erzeugnisse erstmalig vorführten. Zwei Betriebe, die die Fesseln der zentralen Ämter abgestreift und die volle Selbständigkeit erlangt haben – das Industriekombinat von Mukatschewo, das mit dem Kombinat „Kozatex“ von Bratislava das Gemeinschaftsunternehmen „Intergalko“ gegründet hat, und die „Belwest“, ein Joint Venture einer Schuhfabrik in Witebsk mit der westdeutschen „Salamander“ – stellten Produkte aus, die sich auf dem Weltmarkt sehen lassen können.

Der Schluß? Er ist längst bekannt, davon



Zeichnung: „Rude pravo“ (Tschechoslowakei)

sprechen Wirtschaftsfachleute und Wissenschaftler seit Beginn der Perestroika: Man muß den Betrieben die volle Selbständigkeit, die Möglichkeit der Selbstentwicklung geben. Besonders wichtig ist das für eine so mobile Branche wie die Produktion von Massenbedarfsgütern, in der Entscheidungen nicht binnen Jahren, sondern binnen Monaten oder sogar wenigen Tagen gefällt werden müssen. Das erfordert der gegenwärtige Kurs der sowjetischen Führung auf eine sprunghafte Steigerung der Produktion von Massenbedarfsgütern. Wenn wir wollen, daß unsere Bürger nicht schlechter als unsere Nachbarn leben, wenn wir einen angemessenen Platz auf dem Weltmarkt einnehmen wollen, müssen wir die kompromittierten Methoden in der Volkswirtschaft kühner verwerfen.

Die Messe von Brno führt noch etwas vor Augen. Die Vernachlässigung unserer Produktion von Massenbedarfsgütern schafft Schwierigkeiten auf dem Inlandsmarkt, wo ihr akuter Mangel Inflation, Spekulation und Schattenwirtschaft begünstigt. Diese Vernachlässigung begrenzt darüber hinaus die Möglichkeiten unseres Außenhandels aufs äußerste. Der Anteil der Bedarfsgüter am gewaltigen sowjetischen Export beträgt nur 2%. Trotz des gigantischen Umfangs des Exports von Treib- und Rohstoffen, Maschinen und Ausrüstungen erwirtschaftete unser gesamte Außenhandel 1989 nur 9% des Nationaleinkommens. In der Tschechoslowakei machen die Bedarfsgüter den weitaus größeren Teil der Ausfuhr aus, und der Erlös des Außenhandels beträgt über 35% des Nationaleinkommens, also 4mal soviel wie bei uns.

Das Bild hat sich vorläufig nicht geändert. Markt ist Markt, dort bleibt die Marxsche Formel „Ware – Geld, Geld – Ware“ wirksam. Wie die Ware, so das Geld. Die Tschechoslowakei schloß Verträge mit Handelsbetrieben aus 38 Staaten für insgesamt 1 737 Mio Kronen, und schon im nächsten Jahr werden ihre Geschäfte Elektronik aus Japan, Schuhe aus Österreich und Italien, Möbel aus den Niederlanden, Lederwaren aus Polen anbieten. Unsere Erfolge sind unvergleichlich bescheidener.

Und noch ein letztes Bild von der Ausstellung. Von den 33 Goldmedaillen, die die Messeveranstalter für die besten Ausstellungsstücke verliehen haben, erhielten die sowjetischen Waren keine einzige – wohl erstmalig in der Geschichte der Messen von Brno. Das ist übrigens halb so schlimm. Man weiß, was die Medaillen aus der Zeit wert waren, als man hier eine sowjetische Ware erst als Ausschuß betrachten durfte, wenn von ihr selbst das Gütezeichen abgefallen war. Jetzt ist eine andere Zeit.

**Kim Kostenko**  
NZ-Korrespondent  
BRNO

# Brauchen wir den RGW?

**Daß der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe verändert werden muß, weiß man schon lange. In letzter Zeit erst ist es besonders klar: Der bisherige RGW-Mechanismus bremst die wirtschaftliche Entwicklung**

Von Dr. rer. oec.

**Alexej Kwassow**

**D**ie Probleme und Widersprüche im RGW haben einen Grad erreicht, daß vor Eröffnung der 45. Tagung, erstmalig seit seiner Gründung, einige hochgestellte Repräsentanten öffentlich von seiner Auflösung sprachen. Zwar wurden solche Erklärungen später dementiert, aber waren sie wirklich so unbegründet?

## Der „Plan-Eiertanz“

Die heutigen RGW-Strukturen sind von jenem Typ der Beziehungen zwischen den sozialistischen Ländern geprägt, der immer auf zwei „Stützen“ beruhte: dem Vorrang nicht der zwischenstaatlichen, sondern der zwischenparteilichen Kontakte in der Politik und auf der Ersetzung der Ware-Geld-Beziehungen durch direkte Planung in der Wirtschaft. Gerade in diesem Rahmen verliefen alle früheren Modernisierungsprozesse. Kein Wunder, daß sich die Reformen schließlich als kosmetisch erwiesen.

Eine vereinfachte Sicht auf die ökonomische Integration – angeblich sei diese durch einen Planungs-Eiertanz unter Vermittlung internationaler Organisationen zu erzielen – herrschte in der „offiziellen“ Wissenschaft und den Führungskreisen vor. Aber das Modell einer oberflächlichen Integration im Rahmen zwischenstaatlicher (und später interministerieller) Pläne, dem ein starkes Fundament in Form zahlreicher und verschiedener Wirtschaftsbeziehungen zwischen Produzenten und Konsumenten sowie eine freie Bewegung der Produktionsfaktoren fehlen, kann wohl kaum lebensfähig genannt werden. Ein Versuch, dieses Modell durch Direktbeziehungen zwischen Betrieben zu festigen, beeinflusste nur wenig die Art der ökonomischen Zusammenarbeit im RGW: Auf solche Betriebe entfällt höchstens ein Prozent des gesamten Umfangs des gegenseitigen Handels, und die „Kooperationsabkommen“ laufen in der Praxis meist auf gewöhnliche Außenhandelsgeschäfte hinaus.

Hinter dem superhohen Anteil des

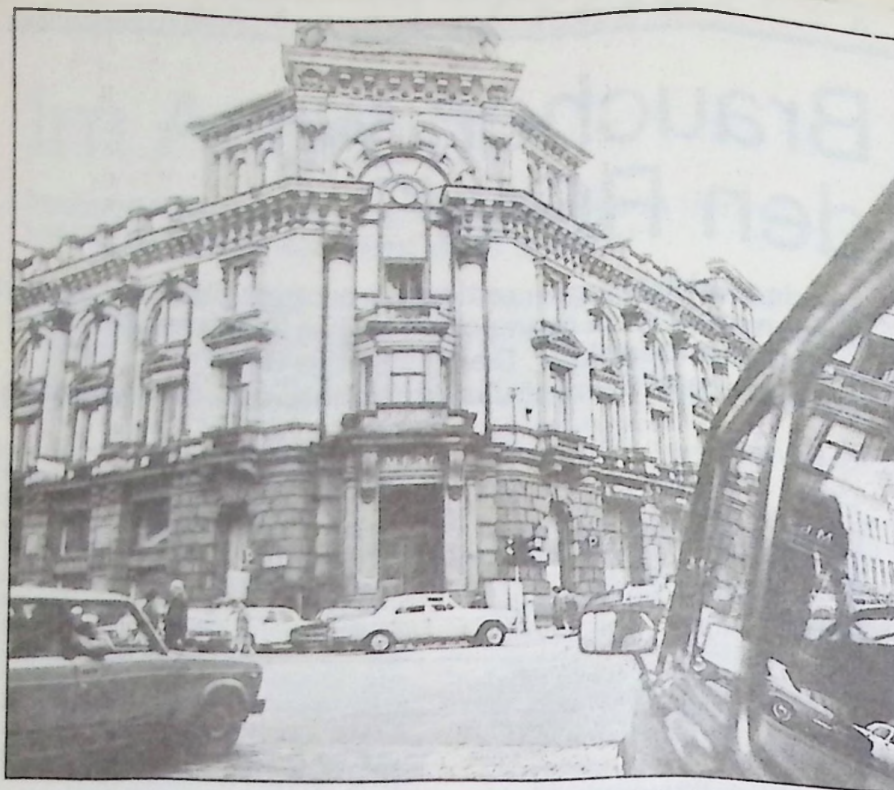
gegenseitigen Handels zwischen den europäischen RGW-Ländern und der UdSSR (1987: 56% des gesamten Exports der genannten Länder bzw. 60% ihres Imports) verbargen sich indes recht ungesunde Tendenzen: eine rückständige Struktur des sowjetischen Außenhandels, die dauernde niedrige Konkurrenzfähigkeit von Erzeugnissen der europäischen sozialistischen Länder, die nur auf dem RGW-Markt zu einem „planmäßigen Absatz“ kamen, und als Folge die Erhaltung einer relativen Autarkie und der technologischen Rückständigkeit.

Ungarn, das als erstes der RGW-Länder Reformen einleitete, empfand besonders scharf, wie schwerfällig der „Planmechanismus“ des Rates ist. Die Differenz im Grad der Anwendung von Marktmechanismen in der ungarischen Wirtschaft und im RGW war nicht der einzige, aber ein wichtiger Faktor der spürbaren „Herauslösung“ dieses Landes aus dem Handel innerhalb des Blocks. Zwischen 1985 und 1988 ging der Anteil des ungarischen Exports und Imports, der auf die europäischen RGW-Länder und die UdSSR entfiel, von 52 auf 45 bzw. von 49 auf 44% zurück.

## Allmählich oder halbherzig?

Eine RGW-Tagung beauftragte eine spezielle Kommission, das Konzept einer radikalen Umgestaltung des Mechanismus des wirtschaftlichen Zusammenwirkens auszuarbeiten. Aber einige Konturen des künftigen Modells sind bereits unrissen. Inwiefern entsprechen sie den ökonomischen Gesetzen des „Aufbaus“ von Integrationsgruppen?

Das Wichtigste ist wohl schon gesagt. Es wurde erklärt, das es notwendig sei, die wirtschaftliche Zusammenarbeit allmählich auf die marktwirtschaftlichen Prinzipien umzustellen. Mit Rücksicht auf ausländische Wirtschaftsreformen und auf unsere Perestroika kann man jedoch mit Bestimmtheit voraussagen, daß die Schlüsselfrage gerade darin bestehen wird, was unter „allmählich“ verstanden wird. Wenn halbherzig und inkonsequent, dann werden sich die bestehenden Probleme nur noch mehr verschärfen. Die



Internationale Bank für wirtschaftliche Zusammenarbeit. Welche Zukunft hat sie?

Foto: TASS

wahre Alternative besteht nicht zwischen Markt und Staat, sondern zwischen den Ware-Geld-Beziehungen und der befehlsmäßigen staatlich-bürokratischen Planung. Wenn „Allmählichkeit“ nur eine Veränderung von Proportionen in den Marktbeziehungen der Produzenten, Verbraucher und der „staatlichen Komponente“ des ökonomischen Austausches bedeutet, ohne daß dabei das eigentliche Wesen der staatlichen Einmischung in die Wirtschaft auch nur angetastet wird, wird die Reform unwirksam bleiben.

Wie ein führender RGW-Exponent erklärte, bedeute „die Erhöhung der Rolle der Ware-Geld-Instrumente im Integrationsmechanismus nicht den Verzicht darauf, die Planhebel des wirtschaftlichen Zusammenwirkens aufzugeben“. In diesem Zusammenhang geht es offensichtlich wiederum um das Gegenstück zum Markt, d. h. um die direktive Planung. Dabei ist der einzige Ausweg aus dieser Situation die Suche nach eigentlich ökonomischen Planungsmethoden, d. h. der Einsatz der Ware-Geld-Beziehungen selbst als Planhebel.

Die RGW-Führung wird, wenn sie den Weg der Stimulierung der Ware-Geld-Beziehungen wirklich einschlägt, immer klarer verstehen, wie sehr sie in einzelnen Bereichen fehlen bzw. unterentwickelt sind. So ist etwa kaum damit zu rechnen, daß der sowjetische Markt angesichts der Desintegration des Inlandsmarktes außenwirtschaftlich prosperieren wird. Leider demonstriert unsere Wirtschaft vorläufig, daß sie nicht bereit, manchmal sogar orga-

nisch nicht in der Lage ist, das ABC der weltweiten Wirtschaftskultur in der Praxis zu verwenden. Kraft dieses Umstands könnte die sowjetische Wirtschaft ein Klotz am Bein werden, wenn es um die Gestaltung der neuen Beziehungen im RGW geht.

Ein zentrales Element der Reform soll die Angleichung der Preise im gegenseitigen Handel an die laufenden Weltpreise sowie die Einführung von Verrechnungsmethoden sein, die auf frei konvertierbaren Währungen beruhen.

Natürlich sind bei solchen Maßnahmen einige Risse nicht zu vermeiden. Der Übergang zu den Bedingungen des Weltmarktes ist gleichbedeutend mit der Öffnung eines geschlossenen Handelssystems für die Konkurrenz von außen. Einerseits ist das ein direkter Weg zur Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit von Erzeugnissen und zur Förderung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Andererseits erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, daß die Betriebe, einmal selbständig geworden, beliebige Versuche eines außenökonomischen Zwanges und alle bürokratischen Hindernisse überwinden werden, indem sie sich „auf den Weltmarkt flüchten“.

Deshalb sollte man nicht die Vorteile überschätzen, die der UdSSR aus der Umstellung des Exports von Roh- und Treibstoffen auf Weltmarktpreise und dem Verkauf gegen konvertierbare Währungen erwachsen. Das Einbauen des heute geschlossenen RGW-Marktes in den Weltmarkt wird sich auf Angebot und

Nachfrage auf dem Weltmarkt unterschiedlich auswirken. Das Angebot könnte wachsen, weil die UdSSR mit anderen Lieferanten um die Märkte der osteuropäischen Staaten zu konkurrieren beginnt. Zugleich wird die Nachfrage dieser Länder eher zurückgehen, da sie dazu neigen werden, ihre Valutareerven nach Möglichkeit zu sparen. Im Ergebnis könnten wir eine gewisse Einengung der traditionellen Absatzmärkte in Kombination mit einer Senkung der Weltpreise erleben.

Übrigens hat Ungarn in diesem Jahr mit dem Ankauf irakischen Erdöls begonnen und zu diesem Zweck die Öl-Pipeline, die auch Jugoslawien und die Tschechoslowakei erreicht, „freigesetzt“.

Es heißt, im Zuge der Umgestaltung würden die „ungleiche Lage“ und „Besonderheiten der ökonomischen Situation“ in den nichteuropäischen RGW-Ländern berücksichtigt werden.

Gemeint ist das recht heikle Problem der „Angleichung der Entwicklungs-niveaus“ der RGW-Länder. Traditionsgemäß lief eine solche „Angleichung“, die ausschließlich vom „proletarischen Internationalismus“ (keineswegs von Erwägungen allgemein humanen Charakters) motiviert war, darauf hinaus, daß die höher entwickelten Länder mit den weniger entwickelten RGW-Ländern einen wertungsgleichen Austausch betreiben.

Bei der Lösung dieser überaus komplizierten und kontroversen Frage sind vor allem zwei Varianten möglich.

Unseres Erachtens könnte die negative darin bestehen, daß der Nichtäquivalentaustausch, bei dem Preise mit Zuschlägen und vergünstigte Kredite praktiziert werden, weitergeht, wenn auch in geringerem Umfang. In diesem Fall wird ebenso wie früher die Tendenz zum Schmarotzertum erhalten bleiben und werden die örtlichen Ressourcen ineffektiv genutzt werden. Ein solcher Weg widerspricht der politischen Praxis jener Länder, in denen das Parlament darangeht, den Staatshaushalt genau zu kontrollieren, und in denen sehr bald alle Möglichkeiten einer voluntaristischen Umverteilung des Nationaleinkommens abgeblockt sein werden.

Vorzuziehen ist die Variante, bei der auf den Nichtäquivalentaustausch eindeutig verzichtet wird. Zugleich könnten auf der Grundlage bewußter politischer Entscheidungen die „Blutspender“-Staaten einen speziellen Hilfsfonds gründen, der die Möglichkeit gäbe, die Ressourcen zu konzentrieren und die aussichtsreichsten Mittel und Wege auszuwählen.

Insgesamt ist es noch vor der Formulierung eines detaillierten Plans der RGW-Umgestaltung schon klar, daß seine Dominante radikale innere Wirtschaftsreformen sein müssen, vor allem in der UdSSR als der Lokomotive des ganzen Wirtschaftsblocks. Ohne solche Durchbrüche darf man weder mit einem lebensfähigen Organismus der ökonomischen Kooperation noch mit einer aktiven Einschaltung

der RGW-Länder in die internationale Arbeitsteilung rechnen.

## Nur noch wenig Zeit

Die inneren Prozesse in Osteuropa wirken sich widersprüchlich auf die Perspektiven der Zusammenarbeit der Länder dieser Region im RGW-Rahmen aus und fördern sowohl zentrifugale als auch zentripetale Kräfte.

Was die ersten angeht, so gibt hier die zunehmende Attraktivität der Zusammenarbeit mit dem Westen den Ausschlag. Die relative Festigung der Positionen der führenden westlichen Länder in Osteuropa schmälert meines Erachtens die langfristigen Interessen der UdSSR nicht. In der nächsten Zeit jedoch kann sie der Verwirklichung der Reform im RGW zusätzliche Schwierigkeiten bereiten. So würde die Vereinigung Deutschlands die ohnehin komplizierte Situation bei den bevorstehenden Verhandlungen zwischen den RGW-Ländern noch mehr komplizieren.

Zugleich wirken bedeutende Kräfte, die die sozialistischen Länder zusammenschließen und die gemeinsame Suche nach besser organisierten Beziehungen stimulieren, in beträchtlichem Maße auf diese Länder ein. Leider werden nicht alle dieser Kräfte mit wirtschaftlichen Vorteilen assoziiert. Mitunter handelt es sich auch um eine bestimmte wirtschaftliche Schwäche oder Zurückgebliebenheit. Aber diese Kräfte wirken konsolidierend und regen zur Ausgewogenheit und Umsicht in der schwierigen politischen Situation in Osteuropa an.

Man muß ferner berücksichtigen, daß der Handel innerhalb des RGW höchst spezialisiert ist. Man muß leider konstatieren, daß die Arbeitsteilung sinnge-

maß auf die überaus hohe Spezialisierung der UdSSR auf den Export von Energie, Rohstoffen, Metallen und Chemikalien sowie auf den Import traditioneller Konsumgüter und Agrarerzeugnisse hinausläuft. Dennoch kann eine so tiefe Abhängigkeit nicht zerrissen werden, will man nicht der Wirtschaft gleich aller Handelspartner irreparablen Schaden zufügen. Ein solches Zerreißen ist auch aus rein wirtschaftlichen Gründen nicht immer möglich. So zeigen ökonomische Berechnungen, daß die osteuropäischen RGW-Länder, die bestrebt sind, die neuen Möglichkeiten in Westeuropa für den Export von Maschinen und Ausrüstungen zu nutzen, vorläufig auf diesen Märkten durch die südeuropäischen Staaten Spanien, Portugal und Türkei, die dort recht starke Positionen haben, verdrängt werden.

Die Gesamttenenz weist noch nach dem Zentrum. Aber bei aller relativen Beständigkeit der Beziehungen zwischen den Partnern aus dem Wirtschaftsblock haben wir offenbar nur ganz wenig Zeit für Reformen.

## Stabilisieren

Die Umgestaltung im RGW gehört als Komponente zur Schaffung einer neuen Wirtschaftsordnung in Europa und kann nur im Zusammenhang mit der westeuropäischen Integration betrachtet werden. Die wichtigste Schaubühne der sich entfaltenden Wirtschaftszusammenarbeit zwischen Ost und West ist gerade Europa, auf dessen westlichen Teil über 80% des Gesamtexports und 75% des Gesamtimports der europäischen RGW-Länder und der UdSSR aus der entwickelten kapitalistischen Welt entfallen. Deshalb wird das Modell der europäischen Wirtschaftsbeziehungen

in den 90er Jahren hochgradig von den Ergebnissen der Reform abhängen.

Hier sind drei Szenarien möglich.

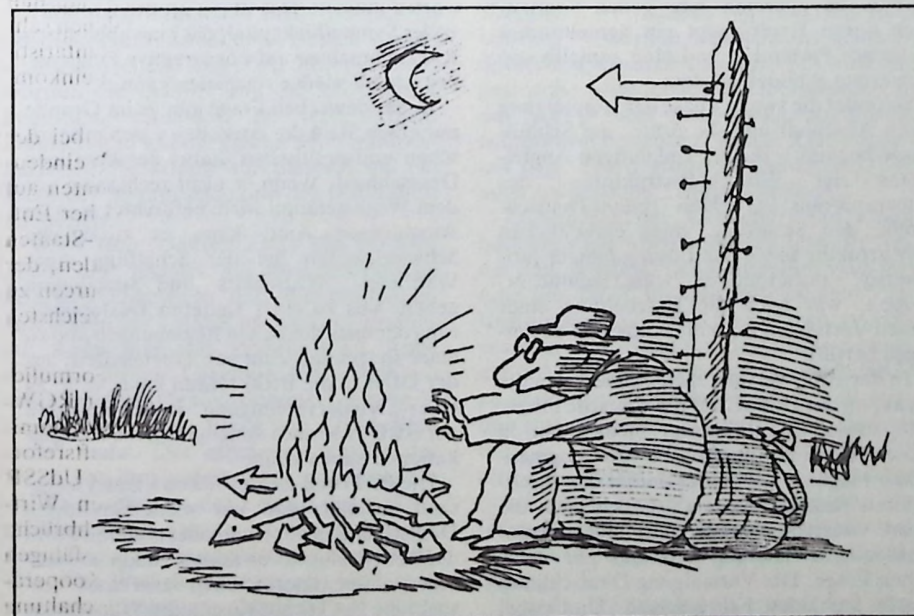
Das erste ist eine „paneuropäische“ Wirtschaftsintegration bei gleichzeitiger Schaffung eines Einheitsmarktes im RGW. In diesem Fall hätte er genügend starke Positionen bei den Verhandlungen mit der EG und konnte beträchtliche kollektive Vorteile erzielen.

Zum zweiten Szenarium gehört eine „Freihandelszone“ mehrerer osteuropäischer Staaten. Die Wahrscheinlichkeit der Verwirklichung wird direkt von den Mißerfolgen auf dem Weg zu einem RGW-Einheitsmarkt abhängen. Übrigens hat sich Präsident Havel im Prinzip schon für engere Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Tschechoslowakei, Ungarn und Polen ausgesprochen.

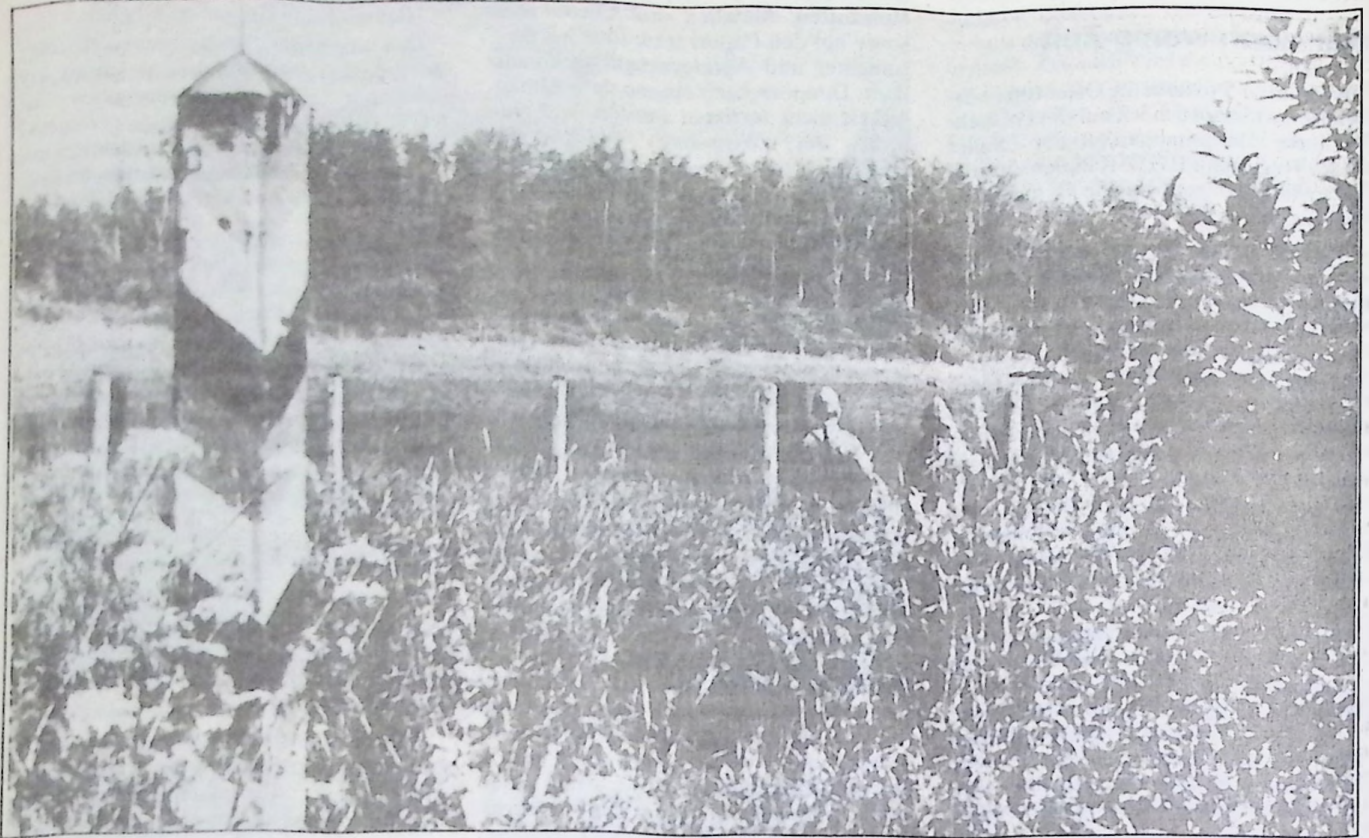
Schließlich könnten osteuropäische Länder bei einer Verschlechterung der Situation im RGW „im Alleingang“ in das westeuropäische Wirtschaftssystem integriert werden. In diesem Fall wären neben der DDR auch Ungarn und die Tschechoslowakei die ersten Anwärter auf den EG-Beitritt.

Verschiedene Abwandlungen des zweiten und des dritten Modells werden in der EG erwogen. Aus naheliegenden Gründen zieht die EG-Führung die Variante vor, bei der die osteuropäische Integration durch eine „neue Wirtschaftsordnung“ in Westeuropa überlagert wird. Eindämmend wirkt allerdings die Befürchtung, daß der Zusammenbruch des RGW die europäischen Mächte mit der Notwendigkeit konfrontiert, einen Teil der Last auf sich zu nehmen, um die sozialökonomische Stabilität in den osteuropäischen Ländern aufrechtzuerhalten. Für die RGW-Länder ist dieser Weg deshalb gefährlich, weil er sie um viele Gewinne aus der Integration bringen könnte. Zudem entspricht er den Interessen der strategischen Stabilität am wenigsten.

Unter den heutigen Umständen könnten eine konsequente Entideologisierung der Wirtschaftsbeziehungen im RGW und ein rascher Vormarsch zu einem Einheitsmarkt die außenpolitische Situation am besten stabilisieren und eine gesunde Grundlage für das neue Modell der Zusammenarbeit zwischen den osteuropäischen Staaten werden. Ein Wirtschaftsblock, aufgebaut auf zivilisierten, mit der internationalen Praxis vertragbaren Prinzipien und offen für die Zusammenarbeit mit beliebigen interessierten Seiten, wäre ein weiterer bedeutender Beitrag des Ostens zur Schaffung des Systems der allumfassenden internationalen Sicherheit.



Zeichnung: Viktor Bogorad



Die deutsch-deutsche Grenze ist schon heute ein Anachronismus

Foto aus: „Süddeutsche Zeitung“ (BRD)

# Rochade in der Mitte des Spielfeldes

## Vereinigtes Deutschland und die NATO: der Genscher-Plan

**M**an kann unterschiedlich zur Vereinigung Deutschlands stehen, doch man kann nicht leugnen, daß sie zu einer Realität der heutigen europäischen Politik, ja mehr noch zu einem zentralen Element, wurde. Mit den Wahlen in der DDR und der Bildung einer neuen Regierung in Berlin ist die erste Phase dieses Prozesses abgeschlossen – die Phase der Euphorie und der Wiedervereinigung der Menschen, die dank der Öffnung der deutsch-deutschen Grenze möglich wurde. Jetzt ist die zweite Phase angebrochen: Die Vereinigung ist in die Phase der mühsamen Ausarbeitung praktischer Mechanismen zu ihrer Verwirklichung getreten. Der Zeitplan sieht etwa so aus: In diesem Sommer wird die Währung in der DDR auf D-Mark umgestellt, was die Schaffung einer Wirtschaftsunion und parallel dazu einer Wirtschafts- und Sozialunion bedeuten wird.

Im Laufe des Frühjahr und Sommers sollen auf der „Zwei-plus-vier-Konferenz“ (DDR, BRD und die Siegermächte) die äußeren Probleme der Vereinigung gelöst werden, einschließlich des militärischen und politischen Status des künftigen Deutschlands. Im Herbst d. J. sollen die Ergebnisse

der Verhandlungen dann der Helsinki-II-Konferenz vorgelegt werden. Danach wird man an die Vorbereitung gesamtdeutscher Wahlen im nächsten Jahr gehen können, nach deren Ergebnissen ein gemeinsames deutsches Parlament und eine gemeinsame Regierung gebildet werden.

So findet die zweite Phase der Vereinigung ihren Abschluß und die dritte, die Schlußphase beginnt – die der endgültigen Angleichung der Wirtschaftsstrukturen, des Lebensniveaus in beiden Teilen Deutschlands, der Schaffung einer einheitlichen Infrastruktur sowie der Lösung einiger juristischer, insbesondere völkerrechtlicher, Fragen, was auch die Erarbeitung einer neuen Verfassung oder die Änderung der jetzigen betrifft.

In der BRD verfolgt man aufmerksam die Reaktion der UdSSR auf die deutsche Frage. Die sowjetische Führung, meint man in Bonn, müsse mit dem konservativ-dogmatischen Flügel in der Partei und in den Streitkräften rechnen. So erkläre sich auch die recht widerspruchsvolle und nicht immer konsequente Haltung Moskaus zur deutschen Frage. Die Vereinigung Deutschlands werde auf jeden Fall erfolgen. Und dabei erfolgt die Vereinigung gerade dank der

Sowjetunion. In der BRD ist man sich sehr wohl bewußt, daß man ohne Gorbatschow und seine Politik der Reformen, ohne die Veränderung der sowjetischen Außenpolitik noch lange auf die deutsche Einheit hätte warten müssen. Das ist ein großes und wertvolles Sympathiekapital, das man aber durch Rücksichtnahme auf konservative Dogmatiker schnell wieder verspielen kann.

In der deutschen Frage gibt es im Grunde nur einen Stein des Anstoßes – den militärischen und politischen Status des künftigen Deutschland. Wenn er nicht rechtzeitig aus dem Wege geräumt wird, befürchtet man im Auswärtigen Amt, kann es zusätzliche Schwierigkeiten bei der Schaffung einer Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion geben, was zu einer weiteren Destabilisierung der innerdeutschen Beziehungen und zu einer steigenden Zahl von Übersiedlern aus der DDR in die BRD führen kann, d. h. zu einer „Wiedervereinigung“ in den Grenzen der BRD, was auch außenpolitische Komplikationen haben könne.

Die BRD und die westlichen Länder insgesamt meinen, daß ein wiedervereinigtes Deutschland in der einen oder anderen Form der NATO angehören müsse. Einige sowjetische Kommentatoren sehen darin einen Versuch, die NATO auf Kosten des Warschauer Vertrags zu stärken. Ich schließe nicht aus,

daß manche Leute in der NATO tatsächlich dieses Ziel verfolgen. Doch mir scheint, daß eine andere Überlegung entscheidend ist. Die Gründer der NATO stellten sich seinerzeit nicht nur, ja vielleicht sogar weniger das Ziel, den Schutz vor einer „sowjetischen Bedrohung“ zu gewährleisten. Einer der NATO-Gründerväter formulierte die Aufgaben dieser Organisation wie folgt: die Russen auf Abstand zu halten, die Amerikaner näher an sich zu haben und die Deutschen unten zu halten. Eben diese dritte Aufgabe erübrigt sich meiner Meinung nach auch nicht im Hinblick auf die Versuche, Deutschland in die NATO einzubeziehen. So erklärt sich insbesondere auch die Tatsache, daß man in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn der westlichen Haltung in der Frage des militärischen und politischen Status eines vereinigten Deutschland zuneigt.

Insgesamt ist die Haltung der UdSSR klar. „Eine Wiedervereinigung im NATO-Kontext“, formulierte ein sowjetischer Deutschlandexperte in der bundesdeutschen Presse, „ist mit sowjetischen Interessen unvereinbar.“ Von Anfang an unterstützte Moskau die Idee einer Neutralität Deutschlands.

Kann man die Neutralität Deutschlands als optimale Variante ansehen? Wenn man das europäische Szenario als Schachbrett betrachtet, dann wohl. Schwarz wie weiß sollen im Ergebnis der Rochade keine Vorzüge erhalten. Am besten nimmt man beide Figuren vom Brett. Doch die europäische Politik ist kein Schachspiel, und den deutschen Turm kann man nicht einfach wegnehmen. Ein neutrales, mächtiges Deutschland, eine frei schwebende Macht aber könnte zu einer Rückkehr in die Vergangenheit führen. Manche europäische Länder würden sich gezwungen sehen, Koalitionen beizutreten, um ein Gegengewicht gegen Deutschland zu schaffen, andere würden mit dem einflußreichen Staat im Herzen des Kontinents anbindeln, dessen Unterstützung suchen. Aus eben diesem Grund würden die UdSSR und die USA damit beginnen, einander zu verdächtigen, Deutschland auf die eigene Seite hinüberzuziehen. So könnte um dieses Land ein Herd der Spannungen und der Instabilität entstehen.

Wird sich Deutschlands NATO-Mitgliedschaft negativ auf das europäische Kräftegleichgewicht und die nationalen Interessen der UdSSR auswirken? Erstens ist, wenn man der Wahrheit ins Auge schaut, dieses Gleichgewicht auch so schon gestört. Der Warschauer Vertrag ist kein geschlossener Block von „Bruderländern“ mehr. Der offizielle „Abfall“ der DDR von ihm ändert daran grundsätzlich nichts. Zudem ist das Prinzip des Kräftegleichgewichts heute nicht mehr die Grundlage der europäischen Sicherheit. Die Ost-West-Konfrontation wird von anderen Prinzipien abgelöst, vor allem von Interdependenz, darunter wirtschaft-

licher. Zweitens braucht eine Nuklearmacht, selbst wenn sie völlig isoliert dasteht, nicht für ihre Sicherheit zu fürchten. Und schließlich gedenkt niemand, die Sowjetunion zu überfallen und sie zu „erobern“.

Zugleich ist klar, daß die einander gegenüberstehenden Blöcke von einem einheitlichen europäischen System der kollektiven Verantwortung und Sicherheit abgelöst werden müssen. Und einen Mechanismus für seine Schaffung gibt es bereits – den Helsinki-Prozeß. Gerade hier, nicht aber im Dilemma, ob Deutschland ein neutrales Land sein oder der NATO angehören solle, ist die Antwort auf die Frage nach dessen zukünftigem militärischen und politischen Status zu suchen. Oskar Lafontaine, SPD-Kanzlerkandidat, formulierte das so: „Kohl irrt, wenn er glaubt, daß Deutschland in der NATO bleiben kann.“ Wie er meint, solle müsse Deutschland in eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft, in ein kollektives Sicherheitssystem in Europa eingebunden werden, das alle Staaten Europas umfasse und mit den USA, Kanada und der Sowjetunion zusammenarbeite.

Optimal wäre es natürlich, beide Prozesse synchron ablaufen zu lassen: die Vereinigung Deutschlands und die Schaffung eines kollektiven Sicherheitssystems. Doch man muß die Realitäten in Rechnung stellen. Offenbar wird ersteres schneller erfolgen, als zweiteres entstehen wird. Folglich muß eine Zwischenlösung gefunden werden.

Unter diesem Gesichtspunkt ist meiner Meinung nach die im Auswärtigen Amt erarbeitete Konzeption eines modifizierten Status Deutschlands im Rahmen einer NATO-Mitgliedschaft von Interesse. Das wichtigste im „Genscher-Plan“ ist die Nichtausweitung der militärischen Verantwortung der NATO auf das Territorium der heutigen DDR. Die NATO-Truppen – zudem in verringertem Umfang – werden westlich der deutschen Grenze bleiben. So wird die politische Mitgliedschaft Deutschlands in der NATO nicht dessen volle territoriale Integration bedeuten. Einige Zeit werden auf dem Territorium der heutigen DDR auch sowjetische Truppen bleiben.

Zudem sieht der „Genscher-Plan“ einen bedeutenden Abbau der Bundeswehr vor, der den „Verlust“ der Nationalen Volksarmee der DDR für den Warschauer Vertrag ausgleichen soll. Parallel dazu ist vorgesehen, die Struktur der Stationierung der NATO-Verbände in der jetzigen BRD zu ändern – in ihrem östlichen Teil werden nur in die NATO integrierte Einheiten der Bundeswehr verbleiben, die alliierten Truppen aber werden weitmöglichst nach Westen zurückgezogen. Im Grunde bedeutet dies einen Verzicht auf die NATO-Konzeption der Vorneverteidigung.

Um das beiderseitige Vertrauen zu stärken, Feindbilder abzubauen und die Mög-

lichkeit eines militärischen Angriffs auszuschließen, schlägt Genscher vor, aus den Generalstabschefs aller KSZE-Staaten einen europäischen Militärerrat zu bilden, der sich mit einer Revision der Strategien der Blöcke und der Strukturen der Streitkräfte befassen sollte, um ihnen rein defensive Funktionen zu geben. Um die Abrüstung und die Einhaltung der Vereinbarungen über vertrauensbildende Maßnahmen zu kontrollieren, sollte nach Meinung des Auswärtigen Amtes ein gemeinsames Verifikationszentrum geschaffen werden. Als eine Art „Frühwarnsystem“ ist ein Zentrum für Konfliktregelung vorgesehen, das die Streitfragen zwischen den europäischen Staaten friedlich lösen soll. Genschers Experten machen sich sogar Gedanken über gesamteuropäische Truppenkontingente – nach Vorbild der UNO – unter der Ägide des KSZE-Rates, und die Vereinbarungen von Helsinki wollen sie noch viel verbindlicher werden lassen als die Prinzipien, die in der UNO-Charta niedergelegt sind.

Als erste gemeinsame Schritte der Parlamente beider deutschen Staaten, d. h. noch vor der formellen Vereinigung, schlägt Genscher vor, endgültige Garantien für die Westgrenze Polens zu formulieren, den Verzicht auf den Besitz nuklearer, biologischer und chemischer Waffen zu erneuern und für ein vereinigtes Deutschland das im Grundgesetz verankerte Verbot der Führung eines Angriffskrieges zu bekräftigen. Auf dem Territorium der BRD wird es auch keinen Raum für taktische Nuklearraketen der NATO geben.

Der „Genscher-Plan“ findet jetzt recht große Unterstützung. Als annehmbare Variante wird er von Bundeskanzler Helmut Kohl, Bundesverteidigungsminister Gerhard Stoltenberg und NATO-Generalsekretär Manfred Wörner bewertet. Die Konzeption einer differenzierten Mitgliedschaft Deutschlands in der NATO findet grundsätzliche Zustimmung in den westlichen Hauptstädten – in Paris, London und Washington. Einen Präzedenzfall für eine solche Variante gibt es bereits: Spitzbergen – ein Territorium des NATO-Mitglieds Norwegen – fällt nicht in den militärischen Verantwortungsbe- reich des Nordatlantischen Bündnisses.

\* \* \*

Ende April wird in Bonn eine weitere Konferenzrunde stattfinden, in deren Mittelpunkt zweifellos wie bei der ersten Runde die Frage des militärischen und politischen Status eines künftigen vereinigten Deutschlands stehen wird. Möglicherweise sollte man den „Genscher-Plan“ als Diskussionsgrundlage nehmen.

**Nikita Sholkwer**

NZ-Korrespondent  
BONN

# Großer Aufruhr im kleinen Königreich

**Erstmals seit 30 Jahren gibt es eine Regierung auf Parteiengrundlage**

**E**inst wurden in hinduistischen Tempeln von Nepal blutige Opfer gebracht. Vor vielen Jahren wurde diese barbarische Sitte durch ein Gesetz verboten. Heute aber fließt in den Straßen nepalesischer Städte wieder Blut. Hunderttausende Nepalesen nahmen an Demonstrationen und Streiks teil, um Freiheit und Demokratie zu fordern.

## Wer regiert das Land?

Nepal ist ein kleines, armes Königreich im Himalaja, das zwischen zwei Giganten, China und Indien, eingequetscht liegt. In den heutigen Grenzen existiert Nepal seit Mitte des 18. Jahrhunderts, als König Prithvīnārāyaṇ Shah aus Dutzenden über den Himalaja verstreuten Fürstentümern einen zentralisierten Staat bildete. Jeder Nepalese ist stolz darauf, daß sein Land nie Kolonie war. Bis 1951 war Nepal künstlich von der Außenwelt isoliert. Aber die Veränderungen erreichten auch dieses Land. Der feudal-aristokratische Rana-Clan, der fast 100 Jahre lang geherrscht hatte, wurde gestürzt. Eine kurze Zeit demokratischer Umgestaltungen setzte ein. Sie dauerte bis 1960, als König Mahendra alle Parteien verbot, das Parlament auflöste, die Verfassung außer Kraft setzte und praktisch alle führenden Politiker des Landes verhaften ließ.

Seit 18 Jahren ist König Birendra Bir Bikram Shah Dev das Oberhaupt des 18-Millionen-Staates. Sein Geburtstag, der 28. Dezember 1945, wird als Nationalfeiertag gefeiert. Birendra ist der zehnte aus der Shah-Dynastie.

Nepal ist das einzige hinduistische Königreich der Welt. Für die meisten Einwohner ist der König die irdische Verkörperung der hinduistischen Gottheit Wischnu, des Beschützers des Königreichs. Probleme, die die Nepalesen haben, verknüpfen sie niemals mit dem „Monarchen des Volks“, wie der König in der dortigen Presse genannt wird. Übrigens beruht sein Prestige nicht nur auf religiösen Gefühlen. Nach den Gesetzen des Landes übt Birendra eine uneingeschränkte legislative, exekutive und judikative Macht aus.

König Birendra nimmt nie seine Brille mit Rauchgläsern und die nationale nepale-

sische Kopfbedeckung Topi ab und sieht äußerlich keineswegs wie ein Monarch aus. Er ist der einzige Vertreter der Shah-Dynastie, der seine Bildung in den angesehensten Institutionen der Welt erhielt: am St. Joseph's College in Darjeeling (Indien), Eton (Großbritannien), an den Universitäten Tokio und Harvard



Die Nepalesen begrüßen die Veränderungen im Land

Foto: „Newsweek“ (USA)

(USA). Er ist ein ausgezeichnete Kunsterkenner.

Manchmal sieht man, wie auf dem Territorium des königlichen Palastes „Narāyaṇhiti“ im Zentrum von Katmandu, der Züge eines buddhistischen Tempels, einer nepalesischen Pagode und eines kleinen dreieckigen Wolkenkratzers in sich vereint, ein weißer Hubschrauber landet. Am Steuer des „Puma“ sitzt Birendra selbst, neben ihm Königin Aishwarya, die aus dem gleichen uralten und einflußreichen Rana-Geschlecht stammt.

Wie erzählt wird, reiste der König, als er noch Thronfolger war, inkognito durch Nepal. Auch jetzt unternimmt das königliche Paar zweimonatige Informationsreisen durch das Land, „um die

Lebensbedingungen der Untergebenen kennenzulernen“. Aber von Jahr zu Jahr sind diese Reisen immer mehr auf Schau abgestellt. Wenn der König die Potjomkinschen Dörfer auf seinem Weg sah, beschlichen ihn keine Zweifel, und das im Lande bestehende Panchayat-System schien ihm unabänderlich.

## Eine parteilose Demokratie

1960 erklärte König Mahendra, Parteien würden nicht zu Nepal passen, und führte eine „parteilose Demokratie“, d. h. das System von Panchayats (Räten), ein. An der Spitze der politischen Pyramide steht das fügsame National Panchayat (Parlament).

Mitglieder von Panchayats wurden nur Vertreter von gesellschaftlichen Organisationen, die sich zum System bekannten. Das National Panchayat (28 von den 140 Abgeordneten wurden vom König ernannt) war ein gefügiges Werkzeug in den Händen des Monarchen. Seine Beschlüsse traten erst in Kraft, nachdem der König sie bestätigt hatte. Kurzum, das Panchayat-System war ein Schein und sollte die Beteiligung des Volkes an der Verwaltung des Landes vortäuschen. Zugleich sicherte dieses System Leuten, die ihm auf Treu und Glauben dienten, warme Plätze und Vorrechte. Erstaunlich viele Ähnlichkeiten mit unserer Vergangenheit, nicht wahr? Es war wohl kein Zufall, daß das Panchayat-System nach einem UdSSR-Besuch König Mahendras und seinen Gesprächen mit Chruschtschow 1958 eingeführt wurde.

Selbst der Premierminister des Landes war immer nur ein Spielball in den Händen jener, die das Land wirklich regierten: von Birendra, Königin Aishwarya und ihrer engsten Umgebung.

Der Absolutismus, das Fehlen der Kontrolle seitens der Wählorgane hatten so negative Folgen wie Nepotismus, Korruption, gesetzwidrige Machenschaften usw. Das durchdrang alle Poren der Staatsmacht im Königreich.

Nepal ist auch heute einer der ärmsten und wirtschaftlich rückständigsten Staaten und rangiert in der UNO-Tabelle unter den am wenigsten entwickelten Ländern der Welt. Das Pro-Kopf-Nationaleinkommen beträgt ca. 150 Dollar im Jahr; 43 Prozent der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze.

## Die Eruption

Bis zuletzt verharteten die nepalesischen Politiker in einer passiven Abwartehaltung und hofften, der König würde selbst auf die absolute Macht verzichten und zur konstitutionellen Monarchie übergehen. Das herrschende Regime bestärkte die Nepalesen geschickt in dieser Hoffnung. In Katmandu wurden immer wieder Gerüchte von den liberalen Plänen des Königs in Umlauf gesetzt; er werde nur von seiner korruptierten Verwandtschaft behindert.

Erstmals seit vielen Jahren vergaßen die fortschrittlichen Kräfte des Landes ihre Differenzen und gründeten eine Vereinigte Linke Front, zu der sich 7 Parteien zusammenschlossen. Die Front ihrerseits ging ein Bündnis mit der bürgerlichen Nepalesischen Kongresspartei ein.

Die Regierung ließ zahlreiche Aktivisten der demokratischen Organisationen verhaften und verstärkte die Pressezensur. Aber Zehntausende Anhänger von demokratischen Veränderungen gingen in der Hauptstadt und in anderen Städten des Königreichs auf die Straße. Sie forderten Reformen im Lande, die Aufhebung des Verbots der politischen Parteien, eine Übergangsregierung und allgemeine Wahlen unter den Bedingungen eines Mehrparteiensystems.

Am 6. April fand in Katmandu die größte Protestdemonstration in Nepals Geschichte (ca. 200 000 Teilnehmer) statt. Nach blutigen Zusammenstößen mit Polizei und Truppen wurde in der Hauptstadt die Ausgangssperre eingeführt. Der König setzte den Premierminister M. M. Singh Shrestha ab. Aber die Opposition bestand weiter auf ihren Forderungen, und ein paar Tage später gab Birendra bekannt, daß politischen Parteien die Tätigkeit erlaubt und das Mehrparteiensystem eingeführt werde.

Dennoch war der König, auf den die Konservativen einen starken Druck ausübten, noch nicht zu kardinalen Veränderungen im Lande bereit. Es bedurfte weiterer Demonstrationen, damit er weitere Zugeständnisse machte. Am 16. April löste Birendra das National Panchayat auf, setzte die Regierung ab und ernannte Krishna Prasad Bhattarai, den Vorsitzenden der Nepalesischen Kongresspartei, zum Premierminister. Dieser ist 65 Jahre alt, gehört der Kaste der Brahmanen an, ist unverheiratet und aktiver Bürgerrechtler. In den Gefängnissen des Königreichs hat er insgesamt 9 Jahre verbracht.

Welchen Weg wird Nepal nun gehen? Wahrscheinlich den eines qualvollen Übergangs von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie. Alle politischen Kräfte des Landes betonen ständig die Notwendigkeit, die Monarchie als Symbol, das die Nation zusammenhält, beizubehalten.

*Alexander Danejko*

# Los der Besiegten

**Am 25. April ist in Nicaragua die bürgerliche Regierung Violeta Chamorro an die Macht gekommen. Wie wird dieses Ereignis die Situation in Land und Region beeinflussen?**

**D**er Steinboden eines Pavillons im nicaraguanischen Bad Montelimar schwankte unter den Füßen. Das Erdbeben begann in dem Augenblick, da sich die Präsidenten Mittelamerikas nach einem offenkundigen „Verstoß gegen das Reglement“ ihrer 7. Gipfelkonferenz endlich der Konferenzhalle näherten, um ein gemeinsames Schlußdokument bekanntzugeben. Ein Journalist witzelte zynisch: „Weiß Gott, Ortega will sein Urteil nicht vorlesen.“ Dabei paßte die aus kompromißbläserischen Formeln zusammengeflochtene Deklaration von Montelimar im Grunde allen: der Regierung Chamorro, den Sandinisten, den Contras und den salvadorianischen Aufständischen. Ist der Frieden in Mittelamerika, für den seine Völker so teuer bezahlt hatten, wirklich nahe?

Die gegenwärtige Situation gibt meiner Ansicht nach zu Hoffnungen Anlaß. In Genf verliefen unter der UNO-Ägide Begegnungen zwischen den salvadorianischen Patrioten und der Regierung Cristiani. In Oslo setzten sich die Aufständischen Guatemalas an den Verhandlungstisch mit den Machthabern. Der neue honduranische Präsident Callejas sprach sich über die Möglichkeit aus, die Armee, die in diesem Land traditionell die entscheidende Stimme in den staatlichen Angelegenheiten beanspruchte, abzubauen. In Nicaragua können die Friedenschancen nach dem Amtsantritt der bürgerlichen Regierung Chamorro sogar steigen, so paradox das auch anmutet. Die Sandinisten, die jetzt in die politische Opposition geraten, beseitigen dadurch auch die wichtigsten Ursachen des inneren militärischen Konflikts, an dem Nicaragua seit acht Jahren laboriert.

## Vorbereitung auf den „schwarzen Tag“

Dennoch legen selbst meine relativ geringen Erfahrungen der Arbeit in dieser Region den Schluß nahe: Prognosen wären verfrüht. Analysiert man allein die Situation in Nicaragua, so findet man nicht wenig Gründe für zurückhaltende Urteile.

Keine Partei, die lange an der Macht war,

tritt die Macht gern ab. Es geht nicht nur um persönliche Bequemlichkeiten und Privilegien, die den Machthabern sozusagen zustehen. Letzten Endes stammen einige Mitglieder der sandinistischen Elite aus reichen Familien und sind durchaus imstande, selbständig jenes Lebensniveau aufrechtzuerhalten, an das sie sich inzwischen gewöhnt haben. So gab der Direktor des Tourismus-Instituts Lewites in einem der jüngsten Interviews zu, für ihn persönlich sei Geschäft viel vorteilhafter als Politik.

Zudem haben die Sandinisten, nach allem zu urteilen, die Übergangsperiode und ihr einstiges Übergewicht in der Nationalversammlung voll genutzt und sich auf den „schwarzen Tag“ vorbereitet. So wurde ein Gesetz verabschiedet, das die Unverletzlichkeit der Wohnung, auch solcher Wohnungen, die nach der Revolution bei Somoza-Leuten beschlagnahmt worden waren, garantiert. Ein Gesetz über allgemeine Amnestie befreit jene, die das Land nach den Wahlen von 1984 regierten, von der rechtlichen Verantwortung. Übrigens ist dieses Gesetz auch für die neue Regierung günstig. Von nun an kann Vizepräsident Godoy, dem eigene Kollegen Betrügereien nachsagen, ruhig schlafen.

Weit schwieriger ist wohl der Verzicht auf die Möglichkeit, einfach zu regieren, d. h. über Menschen, Ressourcen und Land zu verfügen. Wahrscheinlich fällt es schwer, politische Ambitionen aufzugeben und persönliche Kränkungen zu vergessen. Schließlich hat jemand Befehle erteilt, Waffen an die Bevölkerung auszugeben. Einige der jüngsten Wirtschaftsmaßnahmen der Sandinisten lassen sich nicht auf die übliche Art erklären. Die „Militantes“, die standhaftesten Anhänger der harten Linie in der FSLN, können sich nicht damit abfinden, daß sie jetzt nur als Oppositionelle mit sozialdemokratischer Couleur existieren sollen.

Dazu meint Daniel Ortega: Der im Lande eingeleitete demokratische Prozeß müsse fortgeführt werden. Die heutigen internationalen Erfahrungen, auch die Ereignisse in den osteuropäischen Ländern, bestärken den sandinistischen Führer in dieser Meinung. Dennoch würde ich die Behauptung wagen, daß in



Wird nach Violeta Chamorros Sieg der Frieden in Nicaragua einziehen?

Foto: „U.S. News & World Report“

der nationalen FSLN-Führung keine völlige Einheit über die Rolle und Stellung der Front in einem bürgerlichen Nicaragua besteht.

## Platz an der Sonne

Niemand kann der neuen Regierung oder den Sandinisten garantieren, daß die Contras widerstandslos die Waffen strecken. Alles läßt darauf schließen, daß sich in ihren Reihen eine Spaltung andeutet. Das Abkommen von Toncontin, das ihre allmähliche Entwaffnung vorsieht, wurde faktisch nur von der Gruppe „Ruben“ unterzeichnet. Der Chef einer anderen nicaraguanischen Widerstandsbewegung, „Franklin“, zweifelt offenbar noch, ob er diesem Beispiel folgen soll. Die Erklärung des Chefs entbehrt nicht einer gewissen Logik: Acht Jahre lang kämpften sie mit der Waffe in der Hand gegen die Sandinisten, erlitten bedeutende Verluste und trugen zweifellos zur Wahlniederlage der FSLN bei. Nunmehr fordern sie von der Regierung Chamorro nicht nur eine Garantie ihrer eigenen Sicherheit, sondern auch einen „Platz an der Sonne“ in der neuen Regierung. Ihre prinzipiellste Forderung aber lautet: Rücktritt der obersten Chefs von Armee und Innenministerium. Andernfalls drohen die Contras mit der Fortsetzung des bewaffneten Kampfes.

Die sandinistische Führung ihrerseits befürchtet, daß die Contras sofort mit ihr abrechnen, wenn die FSLN die Kontrolle über Armee und Innenministerium verliert. Kurzum, die Sandinisten bestehen auf der Abrüstung und Demobilisierung

der Contras als Voraussetzung für die Erhaltung des Friedens in Nicaragua, für eine friedliche und umfassende Übergabe der Macht an die Sieger.

Die Deklaration von Montelimar zielt gerade auf die Lösung dieses Problems ab. Ist ihr zentraler Punkt, die Demobilisierung der Contras bis zum 25. April, realistisch? Die Meinungen darüber sind unterschiedlich. So räumte der nicaraguanische Außenminister Miguel d'Escoto in einem Interview mit der „NZ“ die Möglichkeit ein, daß bis zum genannten Datum nicht alle Contras demobilisiert sind; wichtig sei jedoch, daß dieser Prozeß eingeleitet worden sei. Der US-Anwalt und Experte für Mittelamerika Paul Richler dagegen sagte mir, daß der Punkt der Deklaration über die Demobilisierung der Contras sehr wohl realisierbar sei. Sein stärkstes Argument: Heute gebe es keine mehr oder minder bedeutende politische Kraft in der Welt, die nicht daran interessiert sei. Nach Richlers Meinung könnten die Großmächte eine aktivere Rolle bei der künftigen friedlichen Regelung in Mittelamerika spielen.

## Droht dem Land eine Vendetta?

In seinem jüngsten Interview für den mexikanischen „Excelsior“ prophezeite Eden Pastora, über die Sandinisten verärgert, Nicaragua auch unter Violeta Chamorro eine freudlose Existenz. Seiner Meinung nach gibt es unter den führenden und sonstigen Vertretern der Nationalen Oppositionellen Union viele Menschen, die auf

Rache sinnen. Sie würden eine „Hexenjagd“ unter den Sandinisten anblasen, worauf diese ihrerseits mit Terror antworten würden.

In einem Interview für die „NZ“ wies Dr. Alvarez Montalvan, ein Exponent der Nationalen Oppositionellen Union, der ideologische Chef der Konservativen und Minister in der neuen Regierung, jede Möglichkeit zurück, daß dem Land eine Vendetta drohen könnte. Die Regierung beabsichtige, jede politische Opposition zu respektieren, schon deshalb, weil sie selbst lange genug dieses Los ertragen habe. Außerdem suchte Montalvan keineswegs, die Verdienste der Sandinisten beim Sturz der Somoza-Diktatur und bei der Demokratisierung des öffentlichen Lebens in Nicaragua herabzumindern. Die neue Regierung habe die Aufgabe, das Land auf dem Weg der weiteren Demokratisierung voranzubringen. Der politische Kampf gegen die Sandinisten solle unter strikter Einhaltung der Verfassung und anderer Gesetze des Landes geführt werden. Als Hauptanliegen auf dem Weg zur Demokratisierung Nicaraguas hob er folgendes hervor:

Politik der nationalen Aussöhnung mit dem Ziel, der Polarisierung der öffentlichen und politischen Kräfte ein Ende zu setzen;

Reform der nicaraguanischen Verfassung gemäß den Anforderungen der bürgerlichen Demokratie;

Schaffung eines unabhängigen und vollkommenen juristischen Systems, das die Unumkehrbarkeit des demokratischen Prozesses garantiert;

Entmilitarisierung der Staatsmacht, darunter eine Reduzierung der Armee und des Unterdrückungsapparats, Auflösung der Truppen der Contras;

Aufbau einer Wirtschaft, die das Land zu ernähren und seine Schulden zu tilgen vermag.

A. Montalvan bemerkte ferner, die neue Regierung plane in der Perspektive, Nicaraguas Schulden aus den Wirtschaftsbeziehungen zur Sowjetunion allmählich abzutragen.

Dennoch finden die beruhigenden Erklärungen der Führer der Nationalen Oppositionellen Union vorläufig keine Bestätigung in der Praxis. So ist bisher unklar, welches Los Fachleute auf verschiedenen Gebieten der Wirtschaft oder begabte Militärs aus den Reihen der FSLN erwartet. Dona Violeta erklärte, kein einziges Mitglied der sandinistischen Führung werde ihrer Regierung angehören. Nach allem zu urteilen, gedenkt die Union, ihre Politik der nationalen Aussöhnung ohne die führenden FSLN-Politiker zu gestalten.

Juri Kudimow  
MANAGUA

# Kommt Krieg?

**Zweimal schon wurde wegen Kaschmir Krieg zwischen Indien und Pakistan geführt. Ein dritter Konflikt bahnt sich an**

**D**er 10. April sollte der letzte Tag im Leben des Prorektors der Universität Kaschmir, Prof. Mushir-Ul-Haq, seines Sekretärs Abdul Ghani und des Geschäftsführers der Filiale der Firma Hindustan Machine Tools in Srinagar, H. L. Khera, sein. Die ersten beiden sind Moslems, der dritte ist Hindu. Alle drei wurden von Extremisten der moslemischen „Befreiungsfront von Jammu und Kaschmir“ als Geiseln genommen und ermordet, nachdem die Forderung der Terroristen nach Freilassung von drei Aktivisten der Front von den indischen Behörden abgelehnt worden war.

Bei dem Versuch, die Demarkationslinie nach Azad Kaschmir, das unter pakistanischer Kontrolle steht, zu passieren, erschossen indische Grenzwächter sieben „subversive Elemente“ – zumindest wurden sie offiziell als solche bezeichnet. Doch hierbei sollte man nicht vergessen, daß von jenen 5000 Moslems aus Kaschmir, die die schneeüberwehten Pässe, die steilen Berge und die indischen Patrouillen überwinden konnten, alte Menschen, Frauen und Kinder einen nicht geringen Teil bilden. Nach Azad Kaschmir führte sie allein der Wunsch, wie sie sagen, Zuflucht vor den Exzessen zu finden, die die dorthin zur Extremistenbekämpfung verlegten indischen Sicherheitskräfte in Kaschmir begingen.

Stärkere Flüchtlingsströme verlaufen in entgegengesetzter Richtung. Es handelt sich dabei um Hindus, die ihre Rettung näher bei Jammu, wo man Auffanglager für sie eingerichtet hat, oder noch weiter im Süden suchen. Auch in Delhi tauchten Flüchtlinge auf. Einer der 85 000 Hindus, die das Kaschmir-Tal verlassen haben, ist ein 35jähriger Sanjay Kotwal, der bis vor kurzem mit den berühmten Kaschmir-Schals handelte, jetzt aber arbeitslos, ein Outsider der Gesellschaft ist. Er sagt: „An den Terror der moslemischen Extremisten kann man sich nicht gewöhnen, selbst wenn er dich nicht persönlich berührt. Kaschmir ist nicht mehr Bestandteil indischen Territoriums, dort herrscht islamischer Terror.“

Die Ereignisse am 10. April sind bezeichnend für die Lage, die heute um Kaschmir entstanden ist. Die Situation ist in eine kritische Phase getreten, da Separatisten aller Schattierungen – im Unionsstaat agieren 44 militante moslemische Gruppierungen, die entweder für die Schaffung eines unab-

hängigen Kaschmir oder aber für dessen Anschluß an Pakistan eintreten – ein normales Leben in dieser für Indien strategisch wichtigen Region blockiert haben. Das Kabinett V. P. Singh mußte die Regierung und die gesetzgebende Versammlung in dem Unionsstaat auflösen und dort das Präsidialregime einführen, das seit dem 19. Januar von Gouverneur von Jammu und Kaschmir ausgeübt wird. Bei ihm ist die gesamte legislative und exekutive



Fuelbild der Zeitschrift: „India Today“

Macht konzentriert. Ins Kaschmir-Tal wurden große Kontingente der Sicherheitskräfte und paramilitärische Verbände entsandt.

Die großangelegte Offensive der indischen Sicherheitskräfte gegen die Rebellen führte zu ebenso unerwünschten wie in solchen Fällen unvermeidlichen Repressalien gegen die Zivilbevölkerung. Deshalb ist die Unzufriedenheit der Kaschmir-Moslems in offene Feindseligkeit gegenüber der Zentralregierung umgeschlagen.

Man kann in Kaschmir von einer Pattsituation sprechen. Die indische Regierung will sich, ausgehend von den nationalen Interessen des Landes, um dessen Einheit und territoriale Integrität zu bewahren, nicht auf Verhandlungen mit den Separatisten einlassen. Jene ihrerseits aber lehnen jeglichen Kompromiß mit der Zentralregierung ab.

Wo ist ein Ausweg? Indiens Premierminister V. P. Singh ist davon überzeugt, daß nur eine politische Lösung der Kaschmir-Frage auf der Grundlage eines Dialogs mit den demokratischen, realistisch denkenden Gruppen der Kaschmir-Moslems möglich ist. „Unser Ziel ist“, betonte er in einem Interview für das Nachrichtenmagazin „Time“, „die Wiederaufnahme des politischen Prozesses in Kaschmir, der nur im Rahmen einer Normalisierung und Stabilisierung der Lage in der Region möglich ist.“

Ein, ehrlich gesagt, sehr komplizierte Aufgabe. Und das um so mehr, da der äußere Faktor hier die Spannungen schürt. Ein kurzer Exkurs. Seit 1947 hält Pakistan, wie man in Indien meint, unrechtmäßig einen Teil des indischen Unionsstaates Jammu und Kaschmir zurück, von den Pakistanis „Asad Kaschmir“ („Freies Kaschmir“) genannt. Pakistan seinerseits will die Zugehörigkeit von Jammu und Kaschmir zu Indien nicht anerkennen. Delhi geht an diese Frage im Geiste des Abkommens von Simla heran, das 1972 zwischen beiden Ländern geschlossen wurde. Dieses Abkommen sieht vor, daß die Kaschmir-Frage strikt im Rahmen der bilateralen Beziehungen zu erörtern ist und nicht internationalisiert werden soll. Pakistan aber ist, besonders in den letzten Monaten, sehr an einer Internationalisierung gelegen. Überdies versucht es, sich direkt in die inneren Angelegenheiten Indiens einzumischen, indem es den Extremisten in Kaschmir moralische, politische und militärische Unterstützung (letzteres streiten die pakistanischen Behörden kategorisch ab) gewährt.

Vor dem Hintergrund der Zuspitzung der Lage im Kaschmir-Tal werden längs der Grenze zu Indien pakistanische Truppeneinheiten zusammengezogen. Mitte April wurden sie in erhöhte Gefechtsbereitschaft versetzt. Auf grenznahe Flugplätze wurden Geschwader der pakistanischen Luftwaffe verlegt. An der Demarkationslinie in Kaschmir wurden bewaffnete Provokationen und Schußwechsel zwischen indischen und pakistanischen Grenzern häufiger.

Pakistans Kriegsvorbereitungen werden von einer antiindischen Kampagne im Land begleitet. Aufrufe werden laut, den „Brüdern in Kaschmir“ zu helfen. Versicherungen werden abgegeben, Pakistan sei zu einem tausendjährigem Krieg gegen Indien um die Befreiung Kaschmirs bereit.

Der indische Premierminister V. P. Singh appellierte vor dem Parlament an das indische Volk, sich psychologisch auf einen Krieg gegen Pakistan einzustellen.

**Sergej Irodow**  
DELHI

# „Wir wollen die Wahrheit sagen“<sup>66</sup>

Eine Kommission unabhängiger Experten begibt sich in die von der Havarie betroffenen Gebiete

**V**ier Jahre sind seit Tschernobyl vergangen. Aber die Angst, die von der Katastrophe im Kernkraftwerk ausgelöst wurde, vergeht nicht. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, daß ein präzises, maßgebendes Gutachten über die Möglichkeit eines sicheren Lebens von Menschen auf dem radioaktiv verseuchten Gebiet fehlt.

Eine scharfe Diskussion entbrannte um das sogenannte 35-Rem-Konzept. Die Theorie wurde in der Akademie der medizinischen Wissenschaften und im Ministerium für Gesundheitswesen der UdSSR ausgearbeitet und besagt, daß ein Mensch in 70 Jahren seines Lebens eine Bestrahlung von 35 Rem ohne negative Folgen für seine Gesundheit ertrage.

Neuerdings werden jedoch immer deutlicher Zweifel an dieser Theorie laut. Wissenschaftler aus den akademischen Instituten der Ukraine und Belorusslands, von den Universitäten Minsk und Kiew sowie Vertreter der erstarkenden Umweltschutzbewegungen weisen diesen Standpunkt kategorisch zurück.

Der Streit zwischen den Gegnern und den Anhängern der 35-Rem-Theorie war so scharf und grundsätzlich, daß es sich als ein Ding der Unmöglichkeit erwies, einen Schiedsrichter im Lande selbst zu finden. Deshalb wurde eine unabhängige internationale Expertise notwendig, die zur Wahrheitsfindung beitragen soll. Ende 1989 richtete die Sowjetregierung eine offizielle Anfrage an die IAEA (Internationale Atomenergieagentur) und erhielt bald eine positive Antwort.

Die IAEA übernahm die Rolle des Koordinators der bevorstehenden Expertise und unternahm nicht wenig Bemühungen, um die bekanntesten Wissenschaftler und Fachleute heranzuziehen. Rund 20 führende Wissenschaftler aus den USA, Großbritannien, Frankreich, Italien, der BRD, Österreich, Kanada und anderen Ländern gehören einem internationalen Konsultativkomitee an, das von Prof. Itsuzo Shigematsu (Japan), dem Leiter der Stiftung zum Studium der Strahlungsfolgen in Hiroshima, geleitet wird (an dem Tag, da unsere Leser dieses Heft der „NZ“ erhalten, wird in Kiew die erste Sitzung des Komitees zu Ende gehen). Außerdem sind im Komitee die Weltgesundheitsorganisation, die FAO und die EG-Kommission vertreten.

Im 26. Stockwerk des Vienna International Centre traf ich mich mit Morris Rosen,

Direktor der IAEA-Abteilung für nukleare Sicherheit und Mitglied des Konsultativkomitees. Er sagte:

„Unser vornehmlichstes Ziel ist, vollständige und genaue Angaben über die Reststrahlung nach der Havarie von Tschernobyl zu sammeln und die Öffentlichkeit über die Strahlungsdosis zu informieren, die die Bevölkerung der betroffenen Gebiete in Wirklichkeit bekommen

ten der UdSSR, wo die Expertise durchgeführt werden soll. Wie waren seine Eindrücke nach der Geländerekognoszierung?

„Vor allem springt eine große Besorgnis, sogar Angst der Bevölkerung ins Auge“, führte er aus. „Viele wissen nichts Genaues von der Strahlungsdosis, die sie abbekommen haben. Die Zahl von Erkrankungen nimmt zu, obwohl nicht alle Fälle auf die Strahlung zurückzuführen sind. Beispielsweise werden in den betroffenen Gebieten gegenwärtig alle Fälle des Nasenblutens bei Kindern registriert. Aber auch ich hatte in



IAEA-Generaldirektor Hans Blix unterhält sich mit Umsiedlern aus der Tschernobyl-Zone

Foto: TASS

hat. Unsere Experten werden medizinische Untersuchungen durchführen und Proben vornehmen, die in unseren Labors geprüft werden sollen. In einigen Ortschaften, in denen der radioaktive Fallout besonders stark war, erhalten die Kinder individuelle Dosimeter, so daß einen Monat lang genaue Beobachtungen angestellt werden können.“

Ich fragte Mr. Rosen, wie sich die Kontakte mit der sowjetischen Öffentlichkeit und mit sowjetischen Wissenschaftlern gestalten.

„Wir haben nichts zu verbergen“, antwortete er. „Uns liegt an der größten Offenheit. Unter den Experten wird sich ein Wissenschaftler von jeder betroffenen Republik, also aus der Ukraine, Belorussland und der RSFSR, befinden. Außerdem beabsichtigen wir, Kontakte mit Volksdeputierten zu unterhalten. Schon haben wir Beziehungen zum Vorsitzenden der Vereinigung „Seleny Swit“ (Grüne Welt).“

Mr. Rosen war mehrmals in jenen Gebie-

diesem Alter von Zeit zu Zeit eine blutende Nase, wenn auch meine Mutter deshalb nie ein Krankenhaus anrief. Es ist also nicht so einfach, die Erkrankungsstatistiken vor und nach der Havarie zu vergleichen.“

Die Experten werden bis zum Herbst arbeiten. Sie planen bis dahin ein Schlußdokument vorzubereiten, es der Sowjetregierung vorzulegen und die sowjetische Öffentlichkeit von ihren Schlußfolgerungen in Kenntnis zu setzen.

Abschließend sagte Mr. Rosen: „Ich denke, wir werden Daten zusammentragen, die beim Treffen komplizierter Entscheidungen, z. B. über die Umsiedlung der Bevölkerung der betroffenen Gebiete, helfen werden. Natürlich muß hier das Pro und Contra sorgfältig gegeneinander abgewogen werden. Wir wollen die Wahrheit sagen und wollen, daß man uns glaubt.“

Anatoli Kowrigin  
NZ-Korrespondent  
WIEN

# Nukleare Abschreckung ohne Nuklearwaffen



**Ist eine solche Variante möglich? Ja. Davon überzeugen die tragischen Erfahrungen von Tschernobyl**

Dr. phil. habil.,  
**Lew Semejko** (Historiker)

**V**iele beginnen heute dem Gedanken zuzuneigen, daß die nukleare Abschreckung vielleicht gar nicht so schlimm ist. Die Argumente sind recht einfach: Die Drohung mit einem nuklearen Inferno ist, wenn zwar schrecklich, so doch ganz nützlich. Bald schon wird es ein halbes Jahrhundert sein, daß man uns ein nukleares Armageddon verheißt, daß aber läßt auf sich warten, gerade aus Angst vor der allgemeinen Vernichtung. Doch es sollte, wie es heißt, zwar nicht Unmengen, doch „ein wenig“ Nuklearsprengköpfe, besonders in Europa, geben. Genauso viel, daß damit allen genug getan wird. So sieht die Logik derjenigen aus, die Atomwaffen verteidigen.

Doch allein auf rationales Denken zu bauen – ein Nuklearkrieg ist selbstmörderisch, und deshalb werde es ihn nicht geben – ist riskant. Schon deshalb, weil der Zufall eine verhängnisvolle Rolle spielen und alles Leben zerstört werden kann.

Doch was soll hier Tschernobyl?

Weil diese Schwierigkeiten schneller überwunden werden können, je klarer wir uns der Wahrheit bewußt werden, die die Tragödie von Tschernobyl hervorgebracht hat. Es geht nicht nur darum, daß das Geschehene ein Strahlungsmodell für die künftige Entwicklung selbst bei einem begrenzten nuklearen Schlagabtausch ist. Tschernobyl zeigt uns, was selbst bei einem konventionellen Krieg in Europa passieren kann, in dem Hunderte beschädigte oder zivile Atomobjekte, vor allem Atomkraftwerke, den Kontinent (oder zumindest einen Großteil von ihm) in eine radioaktive Zone verwandeln würden. Eine Zone, die viel schrecklicher wäre als jene, die Gebiete der Ukraine, Belorusslands und Rußlands umfaßt. In Tschernobyl aber ist nur einer von vier Blöcken explodiert, und aus ihm sind nur 3,5 Prozent der potentiellen Radioaktivität ausgetreten. Weitere Strahlungsemissionen konnten mit enormen Anstrengungen des ganzen Landes und mit ausländischer Hilfe gestoppt werden. Doch all diese Möglichkeiten wird es in einem Krieg nicht geben. Folglich werden auch die Folgen anders sein – eine Katastrophe gesamt-

europäischen Ausmaßes. Würden nur 10% der radioaktiven Stoffe aus allen europäischen Atomkraftwerken austreten, wären nach Schätzungen von Wissenschaftlern 10 bis 75 Jahre lang die katastrophalen Folgen davon viermal so schwer wie bei Nuklearexplosionen einer Gesamtstärke von 2500 Megatonnen.

So bringt Tschernobyl ein neues Phänomen hervor – den Faktor einer nuklearen Abschreckung mit friedlichen Mitteln. Sie läuft darauf hinaus, daß, um militärische Konflikte zu verhindern, Nuklearwaffen gar nicht erforderlich sind. Dafür reichen Atomkraftwerke und andere zivile Nuklearobjekte aus. Diese „sekundäre“ nukleare Abschreckung muß bei der Gewährleistung der Sicherheit mittels des Atoms in den Vordergrund treten – das ist eine Erkenntnis, die man sich erst noch aneignen muß.

Nicht notwendig sind auch chemische Waffen mit ihrer zusätzlichen, rein militärischen Abschreckungsfähigkeit. Vergessen wir nicht, daß die Arbeit vieler moderner ziviler Chemiebetriebe undenkbar ist ohne den Einsatz bekannter Giftstoffe – von Phosgen, Chlor, Blausäure... Die Folgen einer Zerstörung dieser Objekte sind unvorstellbar. Und wieviel Giftstoffe gibt es in den Städten, selbst in unseren Wohnungen. Die modernen städtischen Konglomerate sind potentielle Herde riesiger Brände.

Ganz zu schweigen von der enormen Zahl anderer ökologisch gefährlicher Objekte. Ein konventioneller Krieg in Europa würde weiteres Leben auf dem Kontinent und weit über ihn hinaus unmöglich machen. Wir würden mit einer qualitativ neuen Erscheinung konfrontiert, die mit den Folgen eines Nuklearkrieges vergleichbar wäre.

Und so ist, wie ich meine, die Schlußfolgerung berechtigt, daß Ost und West eine grundlegende Neubewertung der verschiedenen Abschreckungssysteme vornehmen müssen.

In dieser Hinsicht ist die offensichtlich in NATO-Kreisen erörterte Idee einer Reduzierung des taktischen Nuklearwaffenpotentials der USA in Europa ein Schritt in der richtigen Richtung. Doch das ist nur ein Schritt, und nicht zu einer nuklearen Null-Lösung, sondern zu einem permanenten Stand einer „nuklearen Mindestabschreckung“, was nicht das gleiche ist. Eine Min-

destzahl von Nuklearsprengköpfen ist natürlich besser als eine Höchstzahl, doch sie kann nur als Zwischenstadium auf dem Weg zur vollständigen Beseitigung der Nuklearwaffen gesehen werden.

Auch die Schlußfolgerung, daß die Militärdoktrinen, die Strukturen der Streitkräfte, die Strategien ihrer Ausbildung und ihres Einsatzes zu revidieren sind, drängt sich auf. Bei einem konventionellen Krieg selbst in einer kernwaffenfreien Welt wäre eine offensive Kriegführung – Hunderte von Kilometern vor und dann möglicherweise auch Hunderte zurück – verhängnisvoll. Und deshalb kann nur eine Verteidigung mit der geringstmöglichen Einbeziehung aktiver (und berechtigter) Gegenoffensivhandlungen in eine begrenzte Tiefe des Raums annehmbar sein. Hierbei würde allein schon die beiderseitige Annahme des Prinzips einer nichtoffensiven Verteidigung zur Kriegsverhütung beitragen.

Zweifelloso ist auch die Haltung gegenüber der Entwicklung der Kernenergie zu konkretisieren, der heute, nach Tschernobyl, Mißtrauen seitens der Öffentlichkeit entgegengebracht wird. Zweifelloso ist es weitgehend gerechtfertigt. Doch wie ich meine nur in dem Sinne, daß die Sicherheit der Atomkraftwerke – der bestehenden wie der noch im Bau befindlichen – radikal verbessert werden muß, doch daß man keineswegs ganz auf sie verzichten sollte. Ohne Kernkraft kommen wir nicht aus. Zuverlässige, ökonomisch und ökologisch vorteilhafte Atomkraftwerke sind die Grundlage der Energiewirtschaft bereits der nächsten Zukunft. Doch es dürfte kaum gelingen, sie für den Kriegsfall „undurchdringlich“ zu machen. Erstens gibt es keinen absoluten Schutz vor modernen Waffen. Zweitens sind diese zusätzlichen Millionen, wenn nicht Milliarden, im Grunde eine riesige Vergeudung. Und drittens, und das ist wohl das Wichtigste, würden wir, wenn wir erklären, man könne den „absoluten“ Schutz der Atomkraftwerke vor Bomben und Geschossen gewährleisten, einen überaus wichtigen Abschreckungsfaktor verlieren.

Größtmögliche Zuverlässigkeit der Atomkraftwerke in Friedenszeiten, doch ihre vollständige Schutzlosigkeit in Kriegzeiten – das ist, wie ich meine, der Schlüssel zur Lösung dieses Problems. Es mag paradox klingen, doch das ist eine Realität unserer Tage. Sich ihr bewußt zu werden, hilft die größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts – Tschernobyl.

# Wirtschaft am Scheideweg

Der Streit um die Wahl des wirtschaftlichen Weges scheint uferlos. Wissenschaftler warten mit unzähligen Varianten auf, keine hat jedoch im gesellschaftlichen Bewußtsein gesiegt. Auch das Regierungsprogramm für die Überwindung der Krise ist wenig überzeugend. Die jüngsten Mitteilungen, ein Paket von Gesetzentwürfen zu einer radikalen Umbildung

der Wirtschaftsverhältnisse werde vorbereitet, sind nicht konkret genug und daraus läßt sich nicht schließen, was uns erwartet. Die bisher beständigen Gerüchte behaupten, daß eine Geldreform ins Haus stehe. Die „NZ“ läßt zwei Wirtschaftswissenschaftler zu Wort kommen, die zwei kontroverse Standpunkte vertreten.

## Zeit anzupacken...

Von Dr. oec.

Alexej Kirejew

**D**ie sowjetische Wirtschaft ist in einem deprimierenden Zustand. Die fünfjährigen Versuche, in die Wirtschaftsreform allmählich „einzuschlittern“, haben nichts gefruchtet. Die Zahlen, die positive Tendenzen hätten beweisen sollen, überzeugen nicht, sobald man das erstbeste Geschäft besucht. Man hat den Eindruck, daß sich die meisten Läden auf eine Generalüberholung vorbereiten: Die glühende Leere in den Regalen ist ein Schock.

Der Oberste Sowjet der UdSSR, der die Last der Verantwortung für das Programm der Wirtschaftssanierung mit der Regierung teilt, verabschiedet grundlegende Gesetze, die entweder noch nicht oder schon nicht mehr wirksam sind. Einige westliche Firmen sind über monatelange Zahlungsverzüge so empört, daß sie ihre Lieferungen einstellen. In der westlichen Presse wird der Grad der Zahlungsfähigkeit der UdSSR erörtert.

Daß harte Maßnahmen zur baldigsten Umstellung auf den Markt unumgänglich sind, stellte sich vor einigen Monaten heraus, als das Parlament das Wirtschaftsprogramm der Regierung erörterte. Heute ist diese Notwendigkeit noch offensichtlicher. Aber bevor man solche Maßnahmen trifft, muß man eine grundsätzliche Frage beantworten: Welche Krise erleben wir, eine Produktions- oder eine Marktkrise?

Einige Wirtschaftswissenschaftler scheinen der Öffentlichkeit schon eingeredet zu haben, in unserem Land sei der Markt zusammengebrochen, deshalb müsse vor allem er auf die Beine gebracht werden. Ihre Argumente: Obwohl die Industrie weiter produziere, kämen die Waren nicht auf den Markt, weil wir ein unrationelles Verteilungssystem,

nichts regulierende Preise und Machenschaften im Handel hätten. Keiner dieser Gründe ist anzuzweifeln. Ich möchte jedoch die Anhänger der Behandlung unserer Wirtschaft mit der Pille Markt fragen: Von welchem Markt ist eigentlich die Rede? Wissen wir denn, was das ist?

Vorläufig kann, den sehr schmalen genossenschaftlichen Sektor ausgenommen, von einem Markt überhaupt nicht die Rede sein. Was wir haben, ist nicht ein Markt, auf dem eine Ware aufgrund des Verhältnisses zwischen Nachfrage und Angebot abgesetzt wird, sondern ein agonisierendes System der direktiven Verteilung, das im Verbraucherbereich völlig ausgefallene Formen annimmt (Verlosung von Talons, die zum Kauf einer Ware berechtigen) und mit dem Markt ungefähr ebensoviel gemein hat wie die Oper mit dem Ballett.

Die Ursprünge der heutigen Krise sind meines Erachtens im Produktionsbereich zu suchen. Im Unterschied zu klassischen Überproduktionskrisen, bei denen die Warenschwemme auf dem Markt keine Käufer mehr fand, haben wir es mit einer Unterproduktionskrise zu tun. Der bestehende Wirtschaftsmechanismus ist nicht in der Lage, auch nur das notwendigste Quantum an Waren zu gewährleisten.

Es gibt zwei Wege, die Produktion zu sanieren, den administrativen und den marktwirtschaftlichen. Der erste Weg, der uns einst den Status der zweitgrößten Industriemacht der Welt sicherte, hat seine Möglichkeiten noch nicht völlig erschöpft.

Letztendlich kann man die vom Parlament verabschiedeten Gesetze über die wichtigsten Wirtschaftsfragen – den Grund und Boden, das Eigentum, die Pacht – als einen unvermeidlichen administrativen Schritt betrachten.

Am radikalsten ist der Weg über den Markt, und offenbar wird die sowjetische Führung

ihn einschlagen müssen. Es geht darum, die Produktion unter Marktbedingungen zu stellen, die sie zwingen würden, entweder viele hochwertige und relativ billige Waren herzustellen oder einzugehen. Die Vorzüge dieses Wegs bestehen darin, daß ihn das Zentrum über sekundäre Wirtschaftsbeziehungen (Preise, Geld, Kredit, Valuta, Währungskurs) realisieren kann, ohne sich den Kopf über die im nationalen Maßstab direktiv grundsätzlich unlösbaren Fragen wie die Umstrukturierung und Modernisierung der Produktion zu zerbrechen. Diese Probleme werden von Produzenten selbst schnell gelöst werden, sobald sie sich unter den entsprechenden makroökonomischen Bedingungen sehen.

Unter den Wirtschaftswissenschaftlern in der derzeitigen sowjetischen Führung fallen zwei Stützen des sowjetischen ökonomischen Denkens auf: das korrespondierende Mitglied der AdW der UdSSR Nikolai Petrakow, der vor einigen Wochen zum Berater des Generalsekretärs des ZK der KPdSU ernannt wurde, und das Akademienmitglied Stanislaw Schatalin, heute Mitglied des Präsidialrats der UdSSR. Schatalin, der bei den jüngsten Plenartagungen des ZK der KPdSU zweimal eindrucksvolle Ansprachen hielt, und der Volksdeputierte der UdSSR Petrakow haben Schulter an Schulter einen langen Weg als Wissenschaftler zurückgelegt. Beide sind konsequente und überzeugte Anhänger der Marktwirtschaft. Ich will nicht mutmaßen, welche Methoden zur Überwindung der gegenwärtigen Krisensituation sie dem Präsidenten der UdSSR vorschlagen werden, bin mir jedoch darüber im klaren, daß dazu eine radikale Geld- und Preisreform, Antiin Inflationsmaßnahmen, die Schaffung der Effektenbörse, die Sicherung einer begrenzten Rubelkonvertierbarkeit gehören, zu denen unbedingt die Ausarbeitung und Verwirklichung mehrerer Kompensationsmaßnahmen der Regierung hinzukommen müssen, wenn sie große soziale Erschütterungen vermeiden will.

Bis zu einem gewissen Grad ist die „Schocktherapie“, mit der Polen seine Wirtschaft behandelt, auch bei uns annehmbar. Dort wurden im Januar 1990



freie Preise für 90 Prozent der Waren eingeführt, der Staat kontrolliert die restlichen 10 Prozent, obwohl die Preise bedeutend heraufgesetzt wurden. Dieser sprunghafte Preisanstieg ging mit einer harten Politik zur Restriktion der Einkünfte einher. Da die Preisstützung eingestellt ist, hat der Staatshaushalt jetzt weniger Ausgaben, sein Defizit ist zurückgegangen. Das sprunghafte Anwachsen der Zinssätze schränkte die Nachfrage nach Krediten ein und förderte den Sparhang.

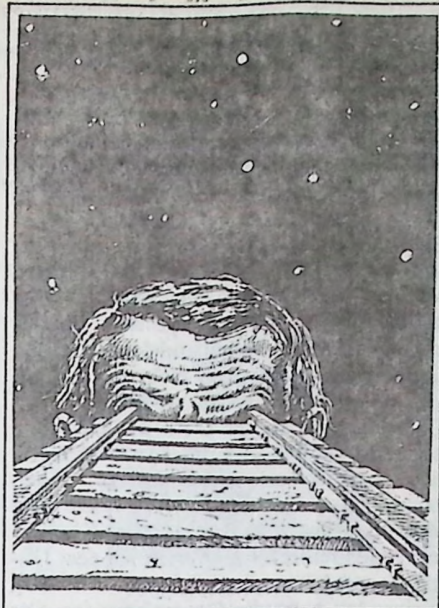
Im Ergebnis wurde auf dem Verbraucher- und dem Kreditmarkt ein gewisses Gleichgewicht erzielt, in den Geschäften tauchten Waren auf (die freilich für kaum jemanden erschwinglich sind), die Geldzirkulation hat sich normalisiert, die „Flucht aus dem Zloty“ hört auf, die Menschen streiken nicht mehr, sondern arbeiten. Die Reform in Polen hat aber auch ihre Kehrseite: Der Lebensstandard ist stark gesunken, die Arbeitslosigkeit dagegen gestiegen, unrentable Betriebe werden geschlossen.

Sind wir zu einer solchen Schocktherapie bereit? Bis jetzt steht fest, daß die meisten Menschen Talons und die Verknappung dem Preisanstieg vorziehen, d. h., sie sind bereit, sich mit dem Warenmangel und immer längeren Warteschlangen abzufinden und immer mehr den Schiebern zu zahlen, aber die Preise sollen nicht heraufgesetzt werden. Die gedämpfte Inflation (Verknappung) ist ein Spiegelbild der offenen Inflation (Preisanstieg). Das Ergebnis bleibt dasselbe: Sinken des Lebensstandards.

Ich möchte folgendes Schema für den Übergang zu den Marktbeziehungen vorschlagen. Die erste Etappe ist eine Geldreform mit zweistufigem Geldumtausch: zuerst eins zu eins nach dem Nominalwert, aber über einen bestimmten Betrag hinaus nur noch nach der Einkommenserklärung. Dann ein regressiver Umtausch: eins zu eins bis zu einem bestimmten Betrag, aber was darüber geht, im Verhältnis eins zu zehn. Der Umtausch nach dem Nominalwert wird einige Milliarden Papiergeld aus dem Verkehr ziehen, denn die illegalen Millionäre werden es nicht wagen, das ganze Geld zum Umtausch vorzulegen, es sei denn, sie könnten ihren Besitz legitimieren. Die Geldreform ist schnell durchzuführen, die Vorbereitung darauf muß jedoch heimlich geschehen, damit die Mafiosi keine Zeit haben, ihre Barschaft in kleinere Beträge aufzuteilen.

Die zweite Etappe, die noch vor Abschluß der ersten beginnen soll, ist eine Preisreform: Abschaffung der staatlichen Preiskontrolle, ausgenommen 10 – 15 wichtigste Waren, vor allem Energieträger und Lebensmittel. Zwar sind auch diese Preise wesentlich heraufzusetzen, aber eine Zeitlang kann der Staat sie aus dem Haushalt stützen.

Der Warenpreis muß nicht von der Laune des Staatlichen Komitees für Preisbildung, sondern vom Verhältnis zwischen



Zeichnung: Igor Smirnow

Nachfrage und Angebot abhängen. Dann wird man die in die Milliarden gehenden Subventionen einschneidend reduzieren, das Haushaltsdefizit mindern und das Anwachsen der Staatsschulden bremsen können. Zugleich sind die Zinssätze wesentlich zu erhöhen, das wird die Spareinlagen stimulieren und den Rubel festigen. Außerdem sind die Löhne für eine Zeit einzufrieren und bei Inflation angemessene Zuschläge zu zahlen.

Die Maßnahmen im Preis- und Geldbereich werden natürlich sowohl für die Menschen als auch für die Produktion ein schwerer Schlag sein. In der dritten Etappe sind ein starkes Absinken des Lebensstandards, das Anwachsen der Arbeitslosigkeit und folglich auch der sozialen Spannungen zu erwarten. Um die negativen Tendenzen zu dämpfen, muß der Staat Programme für eine zeitweilige soziale Kompensation der Verluste als eine Art staatlichen Mechanismus zum Schutz des Verbrauchers vor dem Markt annehmen.

Im realen Preisbezugssystem werden ineffektive Produktionen rasch pleite gehen. Der Markt wird die Industrie schon zwingen, sich auf jene Waren umzustellen,

nach denen bei den gegebenen Produktionskosten eine reale Nachfrage besteht. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die meisten Betriebe ins Eigentum von Aktiengesellschaften oder Genossenschaften überführt bzw. verpachtet werden. Dazu sind eine Effektenbörse mit entsprechender Notierung besagter Aktien und ein Netz von Handelsbanken erforderlich.

In der vierten Etappe würde all das Bedingungen für den Übergang zur Konvertierbarkeit des Rubels gegenüber den westlichen Währungen schaffen, und zwar auf der Basis eines realen, auf seiner Kaufkraft beruhenden Kurses.

Die Folge all dieser Maßnahmen wäre der Übergang zur Marktwirtschaft nicht im Jahre 2000, sondern viel früher. Es wird zur Versorgung des Inlandsmarktes, zur Preis senkung und als Folge zum Steigen des Lebensstandards kommen. Die Menschen würden aufhören, Kundgebungen abzuhalten, würden aktiv arbeiten, und ich bin sicher, daß viele unserer Probleme, auch die nationalen, uns weniger akut scheinen oder sogar völlig entfallen würden. Mehr noch, der sprunghafte Übergang zur Marktwirtschaft würde die Vorzüge der Integration gegenüber der Zersplitterung, die Vorzüge der wirtschaftlichen Einheit gegenüber der politischen Verzettlung beweisen. Dann träten an die Stelle der Fliehkräfte in unserer Föderation, die den weltweiten Tendenzen absolut widersprechen, schnell gegenteilige Tendenzen, denn die Riesenausmaße des Marktes Rußland wären der gewichtigste konsolidierende Faktor.

Um den schnellen Übergang zum Markt zu verwirklichen, braucht man Macht. Der Präsident hat sie. Außerdem braucht man die Unterstützung des Volkes für die rigorosen Maßnahmen. Die ist noch nicht da. Klar ist jedoch: Je schneller die Menschen verstehen, daß wir radikalen Maßnahmen nicht ausweichen können, desto schneller wird die Wirtschaftskrise überwunden und desto weniger schmerzlich wird die Umstellung auf den Markt sein. Jede Hinauszögerung der radikalen Reformen kann die wirtschaftliche Zerrüttung nur verstärken. Man darf nicht länger warten. Es ist Zeit anzupacken.

## ... Und es bleiben nur Späne übrig

Alexander Shurawljow

Volksdeputierter der UdSSR, Mitglied der Kommission des Unionsowjets für Arbeit, Preise und soziale Politik

**D**er Gedanke, daß das Land „hart an der Grenze“ stehe, wurde schon in allen Tonlagen ausgesprochen. Um den gefährlichen Zustand zu überwinden, muß man das Land Schritt für Schritt von dieser Grenze wegführen und

einige Bevölkerungskategorien – von Säuglingen bis zu Rentnern, von individuellen Pächtern bis zu zivilisierten Genossenschaftlern – möglichst schnell retten, die einen vor Armut, die anderen vor Rechtslosigkeit.

Ich gehe von der Einheit von Wirtschaft, Politik und geistiger Kultur aus. Der Mangel an Kultur, Bildung und, wenn man will, an Gewissen und Anständigkeit ist die tiefste Ursache des Mangels an Waren und Dienstleistungen. Aber zwischen Wirtschaft und geistiger Kultur liegt Politik.

Darum, wie diese Politik beschaffen ist, d. h. ob sie von den Interessen des Staates oder denen des Menschen ausgeht, hängt ab, ob wir die Krisenzone verlassen. Vorläufig orientiert sich unsere Wirtschaftspolitik immer noch am Staat.

Hätten wir nicht die enormen Naturressourcen und ein unglaublich geduldiges Volk, wäre die Wirtschaft schon längst zusammengebrochen. Indes haben sowohl die Geduld der Natur als auch die Geduld der Menschen ihre Grenzen. Es sieht ganz so aus, daß wir uns ihnen schon nähern. Was ist in den letzten Jahren geschehen? Der Apparat hat die Zügel etwas gelockert, und die Wirtschaft belebte sich genau in dem Maße, wie ihr die Entwicklungsfreiheit gewährt wurde. Aber im Prinzip tut der Apparat der Wirtschaft immer noch Gewalt an. Als Ergebnis paßt sich die Wirtschaft wieder einmal einem Manöver des Apparats an. Nur eben soviel. Der Apparat tat, als hätte er der Wirtschaft die Freiheit gegeben, die Wirtschaft tat, als hätte sie begonnen, besser zu arbeiten. Dabei hat sie nach wie vor keine Entwicklungsfreiheit und kann, da sie kein ökonomisches Manöver wagen darf, nicht vorankommen. Höchstens zu einer abermaligen Lohn- und Gehaltserhöhung, denn ein Mensch, der nicht frei ist, kann nicht produktiv arbeiten. Das hindert ihn jedoch nicht, nach maximaler Konsumtion zu streben. Unter diesen Umständen können die Lohnerhöhungen nur durch Preiserhöhungen kompensiert werden.

Sehr oft hört man die Frage: Warum haben die „drüben“, im Westen, alles, wir aber nichts, nicht einmal die Erkenntnis, warum dem so sei. Ich will versuchen, ganz kurz darauf zu antworten. Weil die drüben eine Wirtschaft haben, wir aber haben eine Volkswirtschaft, und das sind grundverschiedene Dinge. In der Wirtschaft wird zuerst produziert, dann verkauft, angeboten, abgesetzt, gekauft und erst dann konsumiert. In der Volkswirtschaft aber wird konsumiert, noch bevor etwas produziert worden ist. Uns fehlt, was die Wirtschaft ausmacht, d. h. der Kauf und Verkauf, die Ware-Geld-Beziehungen, der Markt. Solange wir das nicht haben, sind wir darauf angewiesen, uns trostlos mit anderen zu vergleichen und uns immerzu die Frage vorzulegen, warum wir nicht haben, was die drüben haben. Wir sollten gemeinsam darüber nachdenken, wie wir unsere Volkswirtschaft zu einer wirklichen Wirtschaft entwickeln.

Ich glaube, wir sollten nur von Maßnahmen sprechen, die die Wirtschaft in der Tat als Ganzes betreffen und ihr eine bestimmte Dynamik zu verleihen vermögen. Womit müssen wir anfangen? Was fehlt uns? Uns fehlt das Geld. Wir haben zwar Banknoten, aber kein reales Geld. Praktisch in keinem normalen

Land ist die Situation anzutreffen, in der man Geld hat, dafür aber keine Ware kaufen kann. Wir haben beschlossen, eine Gesellschaft ohne Geld, ohne Markt, eine Gesellschaft mit einer einzigen Eigentumsform aufzubauen – wenn der Staat abstirbt, wenn alles absterben müßte, sich aber wie ein Wunder erhalten hat. Damit die Ware-Geld-Beziehungen zum Tragen kommen, muß das Geld die wertvollste Ware werden. Solange wir die Funktionsfähigkeit des Rubels nicht wiederhergestellt haben, solange der Warenstrom und der ihm entgegenfließende Geldstrom nicht zirkulieren, werden wir keine Wirtschaft haben.

Vor allem gilt es, das Geld- und Finanzsystem zu sanieren. Über die Art und Weise gibt es verschiedene Vorschläge. Einen davon, übrigens einen für die letzte Zeit recht typischen, äußert Alexej Kirejew: sofortige Geldreform. Als ich vor drei Jahren davon hörte, fand ich den Vorschlag kurios. Ich habe die Geldreform der 40er Jahre und die von 1961 erlebt, keine trug zu einer radikalen Verbesserung der Wirtschaftslage in unserem Land bei. Möglich, daß gewisse Teilziele dabei erreicht wurden, aber nach wie vor geht die Wirtschaftspolitik bei uns nicht von den Interessen des Menschen, sondern von denen des Staats aus.

Kann uns eine Geldreform aus der Krise heraushelfen? Ich sage mit aller Bestimmtheit: Nein. Sie würde ausschließlich Panik, Anarchie, Angst, Ungewißheit und konvulsive Bewegungen der Wirtschafts- und Finanzorgane bewirken. Kirejew versichert, man werde durch den Geldumtausch die Milliarden, die die Geschäftsmacher gehortet haben, aus dem Verkehr ziehen. Es fragt sich jedoch, ob dieses Geld tatsächlich in ihren Truhen liegt. Die Unternehmer der Schattenwirtschaft legen keinen Wert auf Bargeld, sie lassen das Geld arbeiten. Auch der Rat, die Reform heimlich vorzubereiten, um die Mafiosi zu überrumpeln, kann einem höchstens ein Lächeln abgewinnen. Man zweifle nicht: Sobald der Beschluß über den Umtausch gefaßt sein wird, werden das in kurzer Zeit alle im Lande erfahren. Noch etwas: Hat jemand die Kosten des Umtausches errechnet? Das ist nämlich eine recht kostspielige Operation, und möglicherweise verausgaben wir für das Drucken neuer Banknoten weit mehr, als die gespenstischen Milliarden in den Truhen ausmachen. Es steht ferner zu befürchten, daß die Geldreform gerade jene trifft, deren Geld in schwerer, ehrlicher Arbeit verdient wurde.

Ich bin dafür, daß wir einen parallelen Kurs für den „Goldrubel“ einführen, um allmählich, ähnlich wie in einem kranken Menschenorganismus die Bluttransfusion vorgenommen wird, das alte Geld durch neues zu verdrän-

gen. Entsprechend wird das Defizit schwinden, werden sich die Schlangen verkürzen. Nur diese Anzeichen lassen beurteilen, in welche Richtung wir gehen. Die Einführung des zweiten Rubelkurses wird das möglich machen.

Außerdem können wir dann mit einer Preisreform etwas warten. Ich habe mich mit dem Preisproblem viel befaßt und erkläre völlig verantwortlich: Die Preise und ihre Reform sind nicht der Anfang, sondern das Ende wirtschaftlicher Umbildungen. Die Wirtschaft wird zu ihrem natürlichen Zustand zurückkehren, wie ein sich von einer Krankheit befreiender Organismus allmählich seinen Blutdruck, Puls, seine Körpertemperatur usw. wiederherstellt. Wir dürfen kein Spiel mit den Preisen anfangen, sonst verlieren wir. Zuerst gilt es, das Geld und die Arbeitsvergütung in Ordnung zu bringen. Erst dann, schon bei einem neuen Geldsystem, einem neuen System der Arbeitsvergütung, wird die Wirtschaft auf der Grundlage der Selbstentwicklungsgesetze dazu kommen, was wir Wirtschaftswissenschaftler Gleichgewichtspreise nennen.

Vorläufig wirkt der Mechanismus der wirtschaftlichen Selbstzerstörung weiter. Er besteht darin, daß der Wirtschaft noch immer ein künstliches, ihrer Natur und ihren Gesetzen widersprechendes Funktionieren aufgezwungen wurde und in vieler Hinsicht immer noch aufgezwungen wird. In einer Wirtschaft, die unter natürlichen Bedingungen funktioniert, werden die Preise durch ein spezielles wirtschaftliches Gerät ermessen, das ein äußerst wichtiges Detail des Mechanismus der Selbstverwaltung ist. Dieses Gerät ist der Markt, der den Kauf und Verkauf reguliert und das Verhältnis zwischen Warenwerten festsetzt. Bei uns dagegen ist der Kauf und Verkauf überall durch die staatliche Erzeugnisabnahme ersetzt.

Die größte ökonomische Entdeckung war bisher die von zwei Gegenströmen, dem Geld- und dem Warenstrom. Damit sie aber zirkulieren, ist außerdem der Gegenstrom von Menschen, ein Strom von Werktätigen, notwendig. Es muß erreicht werden, daß jene, die die Grenze ihrer Kompetenz erreicht haben, schließlich hinabsteigen, und ihnen der Strom jener entgegenfließt, die es bis zur Grenze noch recht weit haben, aber begabt, gewissenhaft und zäh sind. Dann wird sich die Frage erübrigen, warum drüben alles da sei, bei uns aber nichts.

Die Situation ist krisenhaft. Vielen juckt es in den Händen, nach einer Axt zu greifen. Kann es aber nicht so kommen, daß nach einer so gewaltsamen Arbeit nur noch die bewußten Späne übrigbleiben? Ich glaube, die Krisensituation dauert auch noch deshalb an, weil man auf Wirtschaftswissenschaftler immer noch nicht hört.



# Justiz ohne Politik

**B**ei einer Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR wurde das Oberste Gericht gewählt. Der Anwärter auf den Posten des Vorsitzenden wurde gefragt, ob er nicht gedenke, seine Mitgliedschaft in der Partei ruhen zu lassen. Der Kandidat verneinte. Aber das Wort war ausgesprochen... Schon scheint der Meinungs-austausch über eine Umstrukturierung der politischen Organe in Armee und Innenministerium keine Ketzerei mehr, die Frage wird ganz praktisch gestellt. Unsere Freunde in Osteuropa fordern, daß laut Gesetz alle Institutionen parteiunabhängig sind. In unseren baltischen Republiken werden praktische Schritte zur Entpolitisierung von Armee und Innenministerium unternommen.

Das kann man verstehen. Viel zu lange waren jene Einrichtungen des Staates, die offiziell „Rechtsschutzorgane“ heißen, ausgesprochene Unterdrückungsorgane, was sie übrigens auch heute noch bleiben. Viel zu lange traten die „Diener des Gesetzes“ bei der Bedienung der autoritären Macht das Gesetz mit den Füßen, viel zu fügsam folgten die Gerichte den Weisungen und Befehlen des Apparats der unablässig herrschenden Partei. In konkreten Fällen pflegte man sogar die Urteile per Telefon aus einem Parteibezirkskomitee zu diktieren. Wenn selbst das Gericht, das das formal demokratische Verfahren aufrechterhielt, sich dem Diktat des Apparats fügte, spricht das davon, wie weit die Krankheit gediehen war. Gerechtfertigt ist daher auch die Abwehrreaktion.

Werden aber die Umstrukturierung der politischen Organe und die Aussetzung oder sogar völlige Auflösung der Parteiorganisationen die Justiz außerhalb der Politik stellen? Kann z. B. die Justiz Litauens, nunmehr nicht von der KPdSU befehligt, unabhängig von der Sajudis sein? Das ist keine Behauptung in Form einer Frage. Ich weiß es wirklich nicht. Wer kann das auch wissen? Leider haben wir keine Antwort, weil wir kein wirklich unabhängiges Gericht, erst recht keine anderen unabhängigen „Rechtsschutzorgane“ kennen. Kann die Justiz überhaupt außerhalb der Politik stehen?

Nehmen wir das Beispiel England, dieses historische Flaggschiff der Demokratie und des Rechts. Im Fernsehen haben wir gesehen, wie die Polizei demonstrierende Menschen auseinanderreibt, die gegen die Kopfsteuer protestieren. Die Steuer wurde von der herrschenden Partei eingeführt, offenbar richtet sie sich auch gegen die Polizisten, aber wie energisch die vorgehen! Gehören die etwa sämtlich der Konservativen Partei an? Natürlich nicht. Die Polizei übt ihre Funktionen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung aus, niemand läßt sich einfallen, der Polizei vorzuwerfen, sie sei dem „Parteidiktat“ untergeordnet. In diesem Fall ist es der Dienst: Morgen wird die Polizei ebenso gewissenhaft eine Demonstration gegen die Regierung und die herrschende Partei verteidigen, wenn das eine legitime Demonstration ist. Wiederum wird ihr das keiner zur Last legen. Die Polizei erhält das im Staat bestehende Regime aufrecht, das ist ihre Bestimmung. Ob es sich dabei um einen Rechtsstaat oder eine Tyrannei handelt, gehört auf ein anderes Blatt.

Die Entpolitisierung der Justiz besteht nicht darin, in großem Stil die Parteizugehörigkeit von Richtern, Staatsanwälten, Anwälten und Detektiven zu klären. Ich fürchte, das könnte abermals als Rauchvorhang benutzt werden, der den alten Vorrang der Ideologie gegenüber dem Recht verdeckt. Vorläufig kümmern sich unsere Gesetzgebung und die Praxis der Justizorgane nicht um die Bürgerrechte, sondern um die Interessen der „Rechtsschutzorgane“. Das eben ist jene „Parteilichkeit“, auf die man viel schwieriger verzichtet als auf die Mitgliedschaft in welcher Partei auch immer.

Vor kurzem veröffentlichten die „Iswestija“ eine Mitteilung über ein Plenum des Obersten Gerichts der UdSSR: Das Plenum erteilte



**Wahrscheinlich sind die politischen Abteilungen und Parteiorganisationen in den Rechtsschutzorganen doch besser abzuschaffen. Garantiert das aber die Unabhängigkeit des Gerichts?**

Direktiven zur Anwendung des Gesetzes bei Bestechungen, Machtmißbrauch und Spekulation. Lesen Sie diesen Text aufmerksam. Die Rede ist von der Verstärkung des Kampfes gegen diese gefährlichen Verbrechen, über die das Volk entrüstet sei. von einem rigorosen Herangehen, von einer vollständigen und objektiven Ermittlung, aber das Wichtigste, das, was den Sinn der Justiz ausmacht, fehlt darin: nämlich die Erwähnung des Umstands, daß dem Bürger bei der Untersuchung eines Falls das Recht auf Verteidigung zusteht, daß die Unschuldsumutung den Beschuldigten vor Willkür und Irrtümern schützen muß, denn ein Hauptanliegen der Gerichte heißt: nicht einen Unschuldigen seiner Freiheit berauben. In der erwähnten Mitteilung findet sich kein einziges Wort davon. Man glaube ja nicht, das Politbüro habe dem Obersten Gericht diesen Ton vorgeschrieben. Ich zweifle sehr daran, eher liegt das in der Philosophie der „sozialistischen Gesetzlichkeit“ begründet: zuerst an die Interessen der Macht und dann, wenn Zeit und Kraft reichen, an die Bürgerrechte zu denken.

Ist das ein Vorwurf gegen das Oberste Gericht? Nein, man lese unsere offiziellen Dokumente, in denen die Aufgaben von Gerichten und anderen Justizorganen definiert werden. Überall wird die Aufgabe ganz groß geschrieben, zu erreichen, daß der Verbrecher nicht der Verantwortung entgeht, die Aufgabe dagegen, einen Unschuldigen nicht zu verurteilen, steht sozusagen im Kleingedruckten. Das ist nicht nur in Beschlüssen, sondern auch in unserem Rechtsbewußtsein tief verwurzelt. Als bei der Tagung des Obersten Sowjets das Provisorische Komitee für die Bekämpfung der Kriminalität eingesetzt und mit Recht die Frage angesprochen wurde, ob das Gericht nicht aus ihm auszuschließen sei, stimmte der Vorsitzende, zufällig war er der Generalsekretär der herrschenden Partei, dem ohne weiteres zu und war bereit, das Gericht aus der Zusammensetzung des Provisorischen Komitees zu streichen. Da lärmte jedoch unser demokratisches Parlament, und der Vorsitzende sagte: „Schön, wir wollen es dabei belassen.“ Wer hat also der Unabhängigkeit des Gerichts wieder einmal einen Schlag versetzt, die Partei oder die Demokratie? Apropos England: Dort ist der wichtigste Richter und höchste Justizbeamte, der Lordkanzler, zugleich Mitglied des Kabinetts und Parlaments sowie der regierenden Partei. Es würde ihm jedoch wohl kaum gelingen, das Gericht auch nur einem Komitee „anzugliedern“.

Bedeutet diese Notizen, daß der Autor gegen die Entpolitisierung unserer Justiz ist? Mitnichten! Wahrscheinlich soll man die politischen Organe und die Parteiorganisationen doch besser abschaffen. Ich befürchte nur, daß das die Frage nicht aus der Welt schafft. Hätten nämlich die Parteiorganisationen und Parteiorgane in den 70 Jahren die Politik der Unabhängigkeit des Gerichts und der Unterordnung der „Organe“ nur unter das Gesetz durchgeführt, wer würde etwas gegen sie einwenden? Der Cocktail der Macht wird in gleichem Maße von Parteien, Strukturen und Menschen geführt.

Mich beschäftigt folgender Gedanke: Wenn wir Gerichtsbeisitzer vom Format der Volksdeputierten Stankewitsch, Popow, Sobtschak, Trawkin der Denissow hätten, könnte da selbst beim heutigen Gerichtssystem und bei beliebigem Einfluß des Bezirksparteikomitees ein ungerechtes Urteil gefällt werden? Wohl kaum! Man wird mir mit Recht entgegen, daß solche Menschen nicht eben dicht gesät sind. Aber kannte jemand diese Namen vor dem Kongreß der Volksdeputierten? Es kann vorkommen, daß eine Partei nicht da ist, aber Interessen sind immer da. Ohne Machtstrukturen gibt es keinen Staat. Menschen aber entscheiden in letzter Instanz über alles. Ich glaube, das ist am wichtigsten am Problem „Justiz und Politik“.

Juri Feofanow

# Hoffnung auf Besserung



Tatjana  
Iwanowa

**Interessanterweise werden Gdljan und Iwanow von Leuten mit völlig verschiedenen politischen Orientierungen unterstützt. Was verbindet sie?**

**A**uf dem Puschkin-Platz, wo unabhängige Zeitungen verkauft werden und Leute zusammenkommen, die über Politik reden wollen, sah ich einen finsternen Mann, der scheinbar ständig betrunken ist. Er schrie: „Gdljan soll Präsident werden! Dann haben wir endlich wieder einen zweiten Stalin!“ Von allen Seiten strömten dem Redner Sympathisanten zu.

Ja, die Frage, mit wem man sich da vereinigt, um die beiden Untersuchungsrichter zu unterstützen, hat viel Staub aufgewirbelt. Demokraten, Stalinisten, Vertreter des Blocks „Demokratisches Rußland“ und Aktivisten der Vereinigten Front der Werktätigen fanden zusammen. Wie viele verschiedene Fahnen doch über der Menge im Frühlingswind wehen...

Im Verlauf der vergangenen Monate hat es in unserer Gesellschaft wohl keine einzige Frage gegeben, über die alle dasselbe dachten. Die Entschlossenheit, die beiden Untersuchungsrichter nicht der Staatsanwaltschaft zu überlassen, hat eine so große Anzahl von verschiedenen Menschen zusammengeführt wie keine einzige andere Idee.

Die einen demonstrierten „für Gdljan“, weil sie seinen Namen mit dem Begriff „soziale Gerechtigkeit“ assoziierten. Gdljan und Iwanow gingen furchtlos gegen die Korruption vor und waren die ersten, die die Unantastbarkeit der obersten Nomenklatura in Frage stellten.

Zu denen, die mit dem Namen Gdljan auf den Lippen demonstrierten und streikten, gehörten auch solche, die bereit sind, mit Leib und Leben Gdljan und Iwanow dabei zu unterstützen, den Reichen das Gestohlene zu entreißen, es den Armen wiederzugeben, damit Wohlstand herrsche.

Man muß der Wahrheit ins Gesicht sehen: „Für Gdljan“ demonstrierten auch Tausende von Gaunern, die annehmen, Gdljan und Iwanow sei die Rache für das, was man ihnen angetan hat. Bei uns kommt schnell einmal eine Verkäuferin, eine Buffetseuse oder ein Lagerarbeiter vor

Gericht. Ihre Sünden erscheinen im Vergleich mit denen ranghoher Räuber und Schmiergeldnehmer natürlich sehr gering. Sie demonstrierten, weil sie dachten: Wir stehlen, weil uns die Not dazu zwingt. Und wir kommen vor Gericht. Die „da oben“ leben in Saus und Braus und stehlen und bleiben unbehelligt. Schluß damit!

Zu den Verteidigern Gdljans gehören auch gebildete und ehrliche Menschen, überzeugte Humanisten.

Die Gruppe Gdljans soll barbarische Methoden angewandt haben? Natürlich. Das bestreiten nicht einmal ihre begeisterten Anhänger. Aber diese barbarischen Methoden unterscheiden sich in nichts vom Alltag und der Praxis des sowjetischen Gerichts, der Untersuchungsführung und des Vollzugssystems. Unerschüttert doch nicht, was einem Bürger eines zivilisierten Landes, für den der Begriff Menschenrechte ein gewöhnliches Wort und nicht das Höchste aller Träume ist, Schauer über den Rücken jagt. Wir hören ruhig zu, wenn man uns von unendlich langer Untersuchungshaft, erzwungenen Aussagen und Androhungen einer Verhaftung von Angehörigen berichtet. Das hat es bei uns schon immer gegeben. Das war nie anders. Und wenn es doch anders war, dann nur viel schlimmer als heute. Jeder von uns weiß, daß er all das am eigenen Leibe verspüren wird, sollte er einmal, Gott behüte, verhaftet werden. In den Tagen, als sich das Oberste Gericht mit dem Fall Gdljan und Iwanow beschäftigte, wurden Tausende zu Aussagen gezwungen, zusammen mit Kriminellen eingesperrt, beleidigt, mit miserablem Knastfraß gefüttert und in schmutzigen engen Viehwagen von Knast zu Knast gebracht.

Nein, uns kann keiner davon überzeugen, daß zwei Untersuchungsrichter, die nach dem üblichen Schema handelten, daß ausgerechnet diese beiden wie auf Bestellung verhaftet, vernommen, eingesperrt und abgeurteilt werden sollen. Wir kennen doch unsere Verhöre, Gefängnisse und Gerichte.

Die Anhörung im Obersten Sowjet wurde von einem millio-

nenfachen Chor aus unterschiedlichen Stimmen begleitet. Das war auch die Stimme des Volkes. Die Versuche, diese Stimme nicht zu hören, sie zu ignorieren oder zu sagen, das sei nicht die Stimme des Volkes, waren überdeutlich. Und jeder kann sich seinen eigenen Reim darauf machen.

Wir können darauf stolz sein, daß unser Wille zwei Menschen vor dem Freiheitsentzug schützte. Wir waren müde, gereizt und nervös. Aber wir fanden die Kraft, uns zu Kundgebungen und Demonstrationen zu versammeln. Wir haben bewiesen, verteidigt, und wir haben unser Ziel erreicht!

Die unterbrochene Fernsehsendung und das „Stückchen“, das man uns nach Abschluß der Sitzung des Obersten Sowjets gezeigt hat, waren hoffentlich der letzte „Zensur“-Streich des Zentralen Fernsehens, der letzte Versuch, das Recht des Volkes auf Information zu beschneiden. Die „Zensoren“ haben sich in dieser Situation arg blamiert. Vielleicht werden sie es einmal satt haben, daß die Leute mit Fingern auf sie zeigen.

Es wäre auch interessant zu wissen, ob diejenigen, die eine namentliche Abstimmung abgelehnt haben, Journalisten Interviews gewähren. Vielleicht über die Motive ihrer Ablehnung? Viele „Helden“ haben bei dieser Sitzung ihr wahres Gesicht gezeigt. Es wäre jedoch interessant, sie alle zu kennen.

Gdljan und Iwanow müssen wir danken, denn das Niveau von Glasnost ist im Zusammenhang mit der Anhörung ihres Falls vor dem Obersten Sowjets bedeutend gestiegen. Von so einer glänzenden und allseitigen Analyse der Lage im Bereich der Menschenrechte in der UdSSR, wie sie in den Sitzungstagen dargeboten wurde, hätte nicht einmal die kompetenteste Kommission geträumt. Das, was als Reaktion der Staatsanwaltschaft auf die politische Betätigung zweier Untersuchungsrichter begann, verwandelte sich in eine sorgfältige Untersuchung des gesamten Justizsystems.

Wenn die Dinge so allseitig und offen behandelt und durchdacht werden, besteht Hoffnung auf Besserung.

# Konsolidierung der KPdSU unter den Bedingungen des Mehrparteiensystems

**Wir veröffentlichen die Rede des Außenministers der UdSSR E. SCHEWARDNADSE bei der 21. Parteikonferenz im Außenministerium der UdSSR anlässlich seiner Nominierung zum Delegierten des 28. Parteitages der KPdSU. Wir nehmen an, daß dieser Beitrag für unsere Leser von großem Interesse sein wird, weil er die aktuellsten und akutesten Probleme der Außen- und Innenpolitik berührt.**

**D**as ist das erste demokratische Forum der Kommunisten des Ministeriums, denen das gesamte Kollektiv das Vertrauen ausgesprochen hat.

Ich möchte heute mehr sagen, und ich möchte es anders sagen als sonst. Nicht im gewohnten Genre einer Rede mit Analyse und Einschätzung der Tätigkeit aller Unterabteilungen und von Amts wegen gebietarischen Direktiven für die Zukunft, das habe ich von vornherein abgelehnt. Das soll, und ich werde mich bemühen, daß es gelingt, ein vertrauliches Gespräch werden, ein lautes Nachdenken, möglicherweise sehr Persönliches, etwas aus einem tiefen Gefühl heraus. Ich möchte mit Ihnen über Dinge reden, worüber ich öffentlich nie sprach, Überlegungen darüber, was wir erreichen konnten und was nicht, Emotionen über zerronnene Hoffnungen und nichterfüllte Versprechen.

Ich hatte schon die Gelegenheit darüber zu sprechen, daß einst das politische Leben als Sphäre der Wechselwirkung politischer Kräfte durch die Monopolisierung des Anspruchs auf Macht und Wahrheit praktisch lahmgelegt war. Jetzt, da der Meinungspluralismus schon Realität wurde und der politische Pluralismus auf dem besten Wege dahin ist, wird die Diskussion wieder in ihre angestammten Rechte eingesetzt.

Was wird mit der Partei und folglich mit jedem von uns? Welche Position wird jeder einzelne beziehen, wenn er über das Schicksal der Partei entscheidet? Wie handeln, welche Politik durchführen, damit unter den Bedingungen des entstehenden Mehrparteiensystems die kommunistische Partei der Sowjetunion die führende und konsolidierende Kraft in Gesellschaft und Staat bleibt?

Wie viele solcher Fragen wir uns auch stellen, und wie wir uns auch bemühen, darauf zu antworten, dieser riesige Problemkreis kann uns nicht die Sicht auf das Allerwichtigste, die Perestroika, ihr Sein oder Nichtsein, verbauen. Das ist vielleicht sehr hart gesagt, aber es stimmt im Prinzip: Es geht hier um Leben und Tod. Die Frage der Partei, ihrer Zukunft ist damit untrennbar verbunden. Alles ist hier interdependent. Die Fortführung der radikalen Reform im Lande und die Erneuerung der Partei. Die Perestroika in der Partei und die Reformen in unserem Land.

Jede Diskussion, besonders wenn es um solche Probleme geht, muß auf einer exakten Ausgangsposition und einem klaren Ziel basieren. Im Streit wird die Wahrheit geboren, doch nicht jede ist annehmbar, weil nicht jede eine optimistische, vernünftige Perspektive verspricht.

Welche Wahrheit brauchen wir? Anders ausgedrückt, welche Perspektive?

Die Antwort wurde im Offenen Brief des ZK der KPdSU an die Kommunisten des Landes formuliert. Die Perspektive ist die Notwendigkeit der Konsolidierung auf prinzipieller Grundlage.

Man stellt uns die Frage, auch im Präsidium kommen solche schriftlichen Anfragen an: Wie wurde dieser Brief angenommen? Man bittet uns, die „Technologie“ zu erklären. Es hat kein Plenum des ZK gegeben, der Brief wurde jedoch im Namen des Zentralkomitees der Partei veröffentlicht. Ich habe selbst an der Vorbereitung dieses Briefs mitgewirkt und weiß, wie alles vor sich ging.

Der erste Entwurf des Briefs unterschied sich in Form und Inhalt erheblich von dem veröffentlichten. Er wurde allen Mitgliedern des Zentralkomitees der Partei, den Kandidaten des ZK, den Mitgliedern der Revisionskommission, den 1. Sekretären der Gebietspartei-

komitees und der zentralen Parteikomitees der Unionsrepubliken, die nicht Mitglieder des ZK sind, zugeleitet. Alle haben uns ihre Bemerkungen, Vorschläge und Einschätzungen zugeleitet, die dann bei der Überarbeitung des Entwurfs berücksichtigt wurden. Das war ein sehr komplizierter, ich würde sagen, widersprüchlicher Prozeß. Auf den erweiterten Politbürositzungen ging es dann nicht ohne Diskussionen ab. So kam dieses Dokument zustande, als Ergebnis der kollektiven Arbeit des gesamten Parteiaktivs, der Führungsspitze der Partei.

Jetzt zum Wesentlichen, damit beantworte ich den zweiten Teil der Frage.

Die Alternative zur Konsolidierung ist die Abgrenzung oder die Spaltung. Da bin ich dagegen. Diesen Weg, Abgrenzung oder Spaltung, dessen Haltlosigkeit in der Geschichte schon bewiesen wurde, lehne ich persönlich als völlig aussichtslos ab. Die Lehren der Geschichte verlangen von uns unmißverständlich die exakte Auslegung der Begriffe. Etwa eines solchen wie die prinzipielle Grundlage der Konsolidierung.

Wir wissen, wozu in der Vergangenheit die Prinzipienfestigkeit bei der Verteidigung der Einheit der Partei geführt hat. Zu den Folgen ihrer praktischen Verwirklichung gehören die Verfolgung von Andersdenkenden, Ausschluß aus der Partei und dann der Ausschluß aus dem Leben. Terror, Massenrepressionen, Leid von Familien und ganzen Völkern. Der harte, kompromißlose Kampf für die Prinzipien hat diese im Ergebnis auch selbst untergraben. Im Endeffekt war die Partei, den Schein formaler Einigkeit aufrechterhaltend, gespalten, und kein äußerlich noch so bedingungsloser Gehorsam der Parteimitglieder hat ihnen den inneren Protest und Mißbilligung nehmen können. Zwei Standardtypen von Verhalten und Sein gerieten miteinander in Widerstreit. Die Spaltung reifte heran und nistete sich in die wichtigsten Zellen des Parteiorganismus ein, in die menschlichen Herzen und Seelen.

Übrigens ist es diesem inneren Protest, der Ablehnung des zur Gewohnheit gewordenen Fehlverhaltens zu verdanken, daß die Saat der Politik aufging, die wir als Perestroika bezeichnen. Nach Erlangen der Meinungsfreiheit unterstützte dann auch die Mehrheit mit offener Kritik an der herrschenden Ordnung die Initiatoren der Perestroika. So wurden die Grundlagen für eine nicht nur formelle Einheit der Partei geschaffen, einer wirklichen und nicht nur scheinbaren ideologisch-politischen Geschlossenheit der Kommunisten, die durch gleiche Ziele bedingt ist. Die Einheit der Ziele, zu denen man sich bekennt, die Treue zu diesen Zielen – das ist das einzige Kriterium, das, wenn man sich tatsächlich daran hält, aus einer formalen Vereinigung von Menschen eine wirkliche Partei macht.

Das wichtigste Ziel unserer Partei ist die Perestroika, ihr Erfolg und ihre Unumkehrbarkeit.

Als entschiedener Gegner aller möglichen Säuberungen und Teilungen vertrete ich die Ansicht, daß selbst wenn es eine Abgrenzung in der Partei geben sollte, diese lediglich nach dem Kriterium des Verhältnisses zu diesem unserem Hauptziel, der wichtigsten Aufgabe erfolgen sollte. Ich bin überhaupt gegen den Mißbrauch des Begriffs „Abgrenzung“. Man sollte vorsichtiger damit umgehen, wenn es um das Leben und lebendige Menschen geht. Hier ist immer alles kompli-



zielter als das die Verfechter von einfachen Lösungen sehen. „Bist du für die Revolution, für den Sozialismus?“ fragte man früher, und wenn einer, das bejahend, auch nur das geringste Mißfallen an den Methoden und Mitteln äußerte, wurde er zum Feind der Revolution erklärt mit allen den sich daraus ergebenden Folgen. Die tragischen Erfahrungen der schlagwortmäßigen Anprangerung von Mitstreitern hätte uns wenigstens Umsicht lehren müssen. Überlegen wir doch einmal, indem man die Menschen in „Radikale“ und „Konservative“ einteilt, kann man treue Verbündete abstoßen oder isolieren und dadurch wirklich die Partei spalten.

Was bringt eine derartige Spaltung und wem nützt sie? Das ist schon keine rhetorische Frage mehr. Ich habe schon oft betont, und tue das immer wieder, daß wenn die Perestroika ein Fiasko erleidet, eine Diktatur kommen kann. Auch wenn wir diese Prognose von uns schieben wollen, die Geschichte verbietet uns, sie zu vergessen. Sie zeugt davon, daß jedesmal, wenn die Reformanhänger, die durchaus verschiedene Ansichten über den Weg und die Mittel ihrer Realisierung vertreten können, aber in der Hauptsache Verbündete sind, in Hader miteinander gerieten und somit die Union schwächten, die Gegner der Erneuerung das ausnützten und das Land zurückwarfen.

Die Konsolidierung und der Zusammenschluß aller Perestroika-Kräfte sind hauptsächlich deshalb geboten, weil das Fehlen der Einheit und das gegenseitige Fertigmachen der natürlichen Verbündeten maximal günstige Bedingungen für die wirklichen Gegner von Perestroika, Demokratisierung und Erneuerung unserer Gesellschaft schaffen. Es besteht auch kein Zweifel, daß es diese gibt. Manifeste wurden veröffentlicht, Aktionen laufen. In der Praxis ist eine Attacke auf die Führer des Landes im Gange, nicht nur von links, auch von rechts. Es wird sogar Bedauern darüber ausgedrückt, daß das Februar-Plenum des ZK nicht einige Führungsmitglieder ausgewechselt hat, inklusive den Außenminister.

Ich bin absolut ehrlich zu ihnen. Ich möchte noch einmal unterstreichen, daß ich mich glücklich schätze, daß mir das Schicksal die Möglichkeit gab, in einem hervorragenden Team wunderbarer Menschen und erstklassiger Spezialisten zu arbeiten, denen ich sowohl als Mensch als auch als Minister viel zu verdanken habe. Ich kann nicht beurteilen, wie ich diese Möglichkeit genutzt habe, eines kann ich jedoch mit Bestimmtheit sagen: Für alles, was wir nicht erreicht haben und was wir vielleicht nicht richtig oder überhaupt nicht gemacht haben, trägt der Minister die Verantwortung. Ich entziehe mich dieser Verantwortung nicht, und mein persönliches Schicksal ist mir dabei unwichtig. Die wütenden Äußerungen der Perestroika-Gegner z. B. gegen mich und einige meiner Kollegen stören mich nicht. Es geht auch noch gegen andere, gegen Millionen, gegen die unsere hausbackenen Extremisten ihre Geschütze auffahren, und hier kann man schon nicht mehr ruhig bleiben. Weil sie, indem sie an die ständig mit Schwierigkeiten konfrontierten Massen appellieren, deren Unzufriedenheit ausnützend, ganz bewußt den Funken ins Pulverfaß werfen. Keiner macht sich Gedanken über die Folgen einer sozialen Eruption, die nicht nur die vernebelten Köpfe, sondern auch Riesenvorräte an chemischen und Atomwaffen, die Kernkraftwerke und die ohnehin durch ökologische und Naturkatastrophen geschwächten Zonen und die vom zwischenethnischen Hader erschütterten Regionen in Brand geraten lassen kann.

Meinungsdifferenzen aus taktischen Überlegungen heraus sind kein Grund für Abgrenzung und kein Hindernis für die Konsolidierung. Die Einheit ist meiner Meinung nach auf einer für sie prinzipiellen Grundlage möglich, der Treue zur großen Idee, dem bedeutenden Ziel. Was kann bedeutender sein als das Ziel und die Idee der Perestroika? Nur der Zusammenschluß auf einer solchen Grundlage kann uns wieder zu einer handlungsfähigen Partei machen. Nur eine solche Partei bewahrt auch unter den Bedingungen des Parteienpluralismus die im wesentlichen informelle, wirklich führende und konsolidierende Rolle.

Nur wenn wir uns die sichern, d. h. wirklich die Unterstützung des ganzen Volkes erhalten, kann sie im Bündnis mit allen gesunden gesellschaftspolitischen Bewegungen und Parteien auf einer breiten demokratischen Grundlage die Strategie der Erneuerung unseres Staates ausarbeiten und realisieren. Nur als solche und keine andere, innerlich wirklich geschlossene Partei kann sie die Aktionen der negativen Kräfte, deren Entstehen unter den Bedingungen des politischen Pluralismus unvermeidlich ist, abschwächen und neutralisieren.

Ich möchte eine interessante, doch sehr bezeichnende Tatsache anführen. Die Jungs aus der Fernsehsendung „Wsgljad“ (Blick) baten uns, ihnen die Möglichkeit zu geben, mit der Telekamera sozusagen von innen heraus unseren Alltag zu beobachten. Zu sehen und zu zeigen, „wie das gemacht wird“. Wir waren der Meinung, im Land sollte man wissen, wie wir arbeiten. Deshalb erklärten wir unser Einverständnis. Sofort wurden kritische Stimmen laut: „Warum ausgerechnet „Wsgljad“?“ Das war für uns nichts Neues. In der letzten Zeit konnten wir oft hören: „Was geht hier vor? Der Außenminister ist

ständig in der Presse, und schaut nur, in welchen Publikationen! „Ogonjok“, „Argumenty i Fakty“, „Moskowskije Nowosti!“!“ Seltsamerweise spricht aber keiner davon, daß meine Beiträge auch in der „New York Times“, der „Washington Post“, dem „Figaro“ und sogar im NATO-Magazin erscheinen. Das hält man für normal. Daß aber ein Interview im „Ogonjok“ abgedruckt wurde, das ist, wissen Sie, etwas in höchstem Grade Ungeheuerliches.

Erinnern wir uns, wie der frühere Chefredakteur der „Prawda“ auf den Politbürositzungen sich beschwerte: Ich kann nicht mehr, wir sind der Auftritte von Schewardnadse müde. Immer nur seine Interviews, Erklärungen, Reden auf Protokollveranstaltungen! Als ginge es hier um graphomanischen Veröffentlichungswahn und nicht um die für eine demokratische Gesellschaft normale Praxis, die Öffentlichkeit über die außenpolitischen Angelegenheiten zu unterrichten. Wir setzen diese Praxis fort, führen den Dialog mit allen, sowohl über die „Prawda“ als auch über die „Iswestija“ und andere Publikationen. Die Kritiker führen jedoch aus irgendeinem Grunde Buch über die Veröffentlichungen im „Ogonjok“ und den „Moskowskije Nowosti“, sehen darin eine „ungute“ Tendenz. Bei mir gibt es nur einen Grundsatz: mit allen sprechen. Das ist die Norm und die Regel der Demokratie. Sie erstreckt sich auf die Sendung „Wsgljad“ genauso wie auf alle anderen.

Es geht darum, mit allen ehrlichen Menschen, die um die Perestroika bangen und von einer Erneuerung der Gesellschaft, von einem neuen Sozialismus, von einem neuen Gesicht unserer Gesellschaft, unseres Staates träumen, zusammenzuarbeiten. Arbeiten und ihnen helfen, die große Sache Glasnost zu bewältigen. Damit auch die Diplomatie für das Volk nicht länger ein Geheimnis mit sieben Siegeln bleibt, damit es in den zulässigen Grenzen wenigstens die Gesichter derjenigen kennenlernt, die es vertreten. Damit die ungereimten Mythen über sie zerstreut werden. Vielleicht gelingt uns nicht alles, vielleicht sind manche Fragen zu naiv, möglicherweise unannehmbar, und die Antworten nicht besonders glücklich, soll man uns ruhig dafür kritisieren. Das ist noch nicht das Allerschlimmste. Das Schlimmste ist Gleichgültigkeit, wenn keiner keinen kritisiert, keiner keinem etwas antut. Wenn die Pseudokritik entweder die eigene Leere oder die eigennützigen Interessen bemäntelt.

Wir haben das überwunden, besiegt die Gleichgültigkeit. Im Land gibt es keine Gleichgültigen. Obwohl die Diskussionen die Menschen in viele Richtungen zerstreuen, ist das noch kein Grund für Zersetzung. Wenn eine große Bewegung beginnt, muß einer ein Beispiel geben. Von unserer Tätigkeit wegen und kraft unserer professionellen „Genetik“ sind wir auf Dialog ausgerichtet, auf die Suche nach Lösungen für schwere Fragen, auf die Entwirrung der kompliziertesten Knoten. Deshalb meine ich, daß das Außenministerium, unsere Parteiorganisation ein Beispiel für einen toleranten gesellschaftspolitischen Dialog, für die breite Zusammenarbeit mit den gesunden politischen Kräften unseres Landes geben können.

Gestatten Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit noch auf ein Problem zu lenken. All die Jahre, in denen ich das Außenministerium leite, war und bleibe ich Mitglied der sowjetischen Führung. Und wenn in der Gesellschaft und auch in unserem Kollektiv immer häufiger die Frage auftaucht, ob wir richtig gehandelt hätten, als wir die Perestroika begannen, so gilt die Frage auch mir. Das ist eigentlich schon keine Frage mehr, sondern Forderung nach Rechenschaft.

Es gibt objektive Angaben, die wir früher nur errahnen konnten. Und obwohl jeder von uns an dem ihm zugewiesenen Arbeitsplatz, egal ob im Zentrum oder in den Republiken, täglich mit dem Ausfall von Strukturen und Systemen zu tun hatte, wurde uns der allgemeine Zustand im Land vorenthalten. Nachdem wir die Situation gründlich analysiert hatten, wurde uns klar: Für das gesellschaftliche Gebäude, seine Stützpfiler besteht Einsturzgefahr. Man hätte natürlich so tun können, als sei alles in Ordnung, als geschehe nichts, doch der gesunde Menschenverstand forderte, das Alarmsignal auszulösen. Sie können mir glauben, ich kenne die gegenwärtige Lage im Land und weiß, wieviel komplizierter sie ist, als es zu Anfang aussah. Trotzdem, wenn ich persönlich die Möglichkeit hätte, alles von vorn zu beginnen, würde ich mich wieder für die Perestroika aussprechen. Ich sah keine Alternative und sehe sie auch heute nicht.

Man wirft uns heute immer häufiger Schwerfälligkeit, Inkonsequenz, Mangel an Mut und entschlossenem Handeln usw. vor. Es heißt auch, daß die Perestroika nicht nur unsere alten Wehwehchen diagnostizierte, sondern sie noch verschlimmerte. Dem kann man sogar in bestimmtem Maße zustimmen. Jedoch als Mensch, der schon lange in der praktischen Politik steht, weiß ich nur zu gut, daß man es jeden Moment mit einer konkreten Situation zu tun hat. In der das eine möglich, das andere jedoch unvorstellbar, unreal ist. Ich ging und gehe im Prinzip immer davon aus, daß die Perestroika kein momentaner Schöpfungsakt ist, kein großer Sprung, sondern daß zu ihrer Realisierung etappenweises Vorgehen notwendig ist. Ich weiß, daß mancher zu heftige Ruck von einem Zustand in den anderen gerade im Übergangszeitraum für viele Länder mit einem Fiasko endete.

Es gibt aber auch einen anderen Standpunkt, der mit einem Aphorismus ausgedrückt werden kann: „Eine Kluft läßt sich nicht in zwei Sätzen überwinden“. Ein Satz jedoch, die Reformierung der Gesellschaft, muß jedoch, das ist meine Meinung, gut vorbereitet werden. Ein gut präparierter Anlauf, zuverlässige Sicherungsvorrichtungen müssen vorhanden sein, und auch der Springer muß gut durchtrainiert sein für den Rekordsprung. All das und viele andere Bedingungen werden jetzt im Land geschaffen, darunter auch durch die Außenpolitik.

Optimismus ist heute nicht besonders gefragt. Im Gegenteil, viele eifern um die Wette, wer pessimistischer ist, wer die schlimmsten Prognosen verkündet. Ich sehe die Zukunft optimistisch, zumindest die ökonomischen Perspektiven. Neue ökonomische Mechanismen und Strukturen sind noch in der Ausbildung begriffen. Eine rechtliche Grundlage der Reformen ist im Entstehen. Es gibt schon die Gesetze über das Eigentum, den Grund und Boden und die Pacht, einige sehr wichtige Gesetze zu den wirtschaftlichen Wechselbeziehungen sind in Vorbereitung. Sie beginnen zu funktionieren, doch es muß erst noch einige Zeit vergehen, bevor die Menschen die Veränderungen zum Besseren verspüren. Uns steht ein außerordentlich schweres Manöver bei der Preisbildung bevor, das wahrscheinlich allerschwerste, ohne das der Markt einfach nicht zustandekommt. Jeder versteht, daß das eine schmerzhaft und unpopuläre Maßnahme ist, man muß sich aber dazu entscheiden. Dabei müssen die Belastungen, die sich daraus für die minderbemittelten Bevölkerungsschichten ergeben, so gering wie möglich gehalten werden.

Ich möchte Ihnen mitteilen, daß auf der gemeinsamen Sitzung des Präsidialrates und des Föderationsrates das Programm für den Übergang zu einer regelbaren Marktwirtschaft in unserem Land erörtert wurde. Kann sein, daß der morgige Tag in diesem Zusammenhang in die Geschichte eingehen wird. Das Programm umfaßt den Übergangsmechanismus und Abschnitte wie freies Unternehmertum, Preisbildungsreform, Finanz- und Kreditpolitik, Entlohnung und Beschäftigung, ökonomische Wechselbeziehungen der Union und der Republiken, Organisation eines Produktions-Finanz- und Verbrauchermarktes, Außenwirtschaftsbeziehungen, System der sozialen Unterstützung der Bevölkerung usw.

Allein die Aufzählung zeugt schon vom Grad der Radikalisierung unseres Wirtschaftslebens. Ich will nicht voreilig sein mit Versicherungen, daß dieses Projekt sofort alles zum Guten wenden wird, es sind jedoch erste Schritte, die uns, weil wir sie nicht unternehmen, soviel Kritik von unserer Gesellschaft und aus dem Ausland einbrachten. Ja, wir werden dafür kritisiert, daß wir, um mit den Worten von George Schultz zu sprechen, „langsam vom Rechtsverkehr auf den Linksverkehr übergehen“. Das Dilemma besteht aber darin, daß man auf vielen unserer Magistralen nur in eine Richtung fahren kann, wir haben unsere Straßen halt so gebaut.

Lange Jahre gab es nur „grünes Licht“ für die Schwerindustrie – kann sein, daß das seinerzeit richtig war, das läßt sich jetzt schwer beurteilen –, die sich im Endeffekt als viel zu schwer für den Volkswohlstand erwies. Der einseitige Fortschritt in der Rüstungsproduktion hat paradoxerweise die Sicherheit des Landes in ihrem wichtigsten Glied, d. h. die Lage der Bürger, geschwächt. Stolz über die Herstellung der militärischen Parität mit den USA, vergaßen wir aus irgendeinem Grunde, daß wir von einer Parität bei Einwegspritzen und einer ganzen Reihe von Waren des täglichen Bedarfs nicht einmal träumen können.

Es hat mich schmerzhaft berührt, in einer Fernsehsendung den Bericht darüber zu sehen, wie Devisen für einen Piloten, der in Tschernobyl Großes geleistet hatte, gesammelt wurden, damit dieser sich in den USA einer Behandlung unterziehen kann. Wir können ihn nicht heilen, können Tausenden Menschen, die radioaktiv verseucht wurden, nicht helfen. Hätte man nicht gleichzeitig mit dem Aufbau der Atomindustrie und der Kernenergiewirtschaft eine adäquate „Kernmedizin“ schaffen müssen? Außer den Menschenopfern und politischen Folgen kostet uns die Tragödie von Tschernobyl 14 Md. Rubel. Und man sagt, das sei noch nicht alles, es wird uns noch mehr kosten.

Die Kritiker der Perestroika beschuldigen uns, wir hätten das Klassenprinzip verraten, gleichzeitig versorgt uns der „Klassengegner“ jedoch mit Einwegspritzen, Apparaturen zur Behandlung von Verbrennungen, Prothesen und Rollstühlen, schickt Ärzte zu uns und Knochenmark. Ich will nicht noch einmal an das Erdbeben in Armenien erinnern, wo wir uns alle, auf der einen wie auf der anderen Seite, darauf besannen, daß wir einfach Menschen sind, Mitglieder einer Weltzivilisation. Die Perestroika hat uns die Menschlichkeit zurückgegeben und mit ihr zusammen die Hoffnung auf eine bessere Welt, sie hat uns von der Angst vor einem atomaren Inferno erlöst, eine Chance für den Kampf gegen die ökologische Katastrophe gegeben. In all diesen Errungenschaften steckt ein guter Teil unserer gemeinsamen Arbeit. Das Verhältnis zu dem Erreichten ist nicht eindeutig. Ich halte das für durchaus normal.

Es ist normal, wenn in Diplomatenkreisen und unter Spezialisten für Außenpolitik gestritten wird und die einen oder anderen Handlungen unterschiedlich bewertet werden. Als Profis müssen wir äußerst streng mit den eigenen Empfehlungen umgehen, frühere und jetzige Schritte analysieren, Fehler einsehen und diese bei der Arbeit berücksichtigen. Wir sind aber nicht nur Profis, wir sind auch noch Menschen, Patrioten unseres Landes. Wir haben es vielleicht schwerer als viele andere, weil wir ähnlich einem unbeteiligten Beobachter uns selbst betrachten können, wobei wir sehen, wie unser Land in anderen Ländern und auf anderen Kontinenten aufgenommen wird.

Warum hat die Rede von Wladimir Browik auf dem ZK-Plenum ein mitfühlendes Echo in unseren Kreisen gefunden? Sie war aufrichtig, kam von Herzen, doch das war nicht alles. Ich kann ihn verstehen, weil auch ich wie alle tief im Inneren glaube, daß wir ein großes Land sind und deshalb geachtet werden müßten. Groß aber in welcher Hinsicht? Dem Territorium nach? Der Bevölkerungsgröße? Der Rüstungsmenge? Oder etwa den Leiden der Völker? Der Rechtlosigkeit des Menschen? Dem unwürdigen Leben? Worauf sollten wir denn stolz sein, wenn wir fast die höchste Kindersterblichkeit in der Welt aufzuweisen haben? Es ist nicht einfach, auf die Frage zu antworten, wer man ist und mit wem man sein will. Ein Land, das man fürchtet, oder ein Land, das geachtet wird? Ein Land der Stärke oder ein Land der Güte?

Es fällt mir selbst nicht leicht, auf diese Fragen zu antworten.

Ich erinnere mich an die Rückkehr aus Genf nach der Unterzeichnung der Vereinbarung über die Regelung der Afghanistan-Frage. Ich habe nie darüber gesprochen. Davon wissen nur zwei Menschen, die damals mit mir zusammen waren.

Eigentlich hätte ich glücklich sein müssen, denn ins Land würden keine Todesbenachrichtigungen mehr kommen. Es wird keine Toten mehr geben und keine Kosten, die inzwischen 60 Md. Rubel erreicht hatten. Trotzdem befand ich mich in einer starken Depression. Als mich meine Kollegen fragten, was mit mir los sei, sagte ich ehrlich, worüber ich mir Gedanken machte: Es fiel mir schwer, mich als Außenminister zu begreifen, der eine Vereinbarung unterzeichnet hatte, die alles andere als einen Sieg besiegelte. Das gab es in der Geschichte Rußlands und der Sowjetunion selten. Außerdem gab mir der Gedanke an die Menschen keine Ruhe, die wir selbst zur Revolution ermuntert hatten und die wir jetzt Angesichts in Angesicht mit dem Todfeind allein ließen.

Was ist wahrer Patriotismus? Wenn man zum Ruhm des Staates fremde Kinder in ein fremdes Land in den Tod schickt, oder wenn man den Mut hat, die Fehler anzuerkennen, die Jungs rettet und den guten Namen des Landes wiederherstellt?

Wir existieren in einer Welt der Realitäten und der Emotionen. Die Realitäten diktieren uns eine Verhaltenslinie, die Gefühle rebellieren dagegen.

Ich erinnere mich, wie stürmischen Applaus die Worte eines von mir hochverehrten Politikers darüber auslösten, daß heute keine einzige Frage in der Welt ohne Sowjetunion gelöst werden könne, und schon gar nicht entgegen ihren Interessen. Das ist wirklich so. Es kommt hierbei aber hauptsächlich darauf an, wie diese Lösung erfolgt, um welchen Preis für die Sowjetunion selbst. Darüber sollte man sich ernsthafte Gedanken machen.

Vor kurzem kehrten wir von einer Reise nach Afrika zurück. Wir sahen Angola und Mocambique. Dort haben einige Genossen wohl einst an ihre eigenen Interessen gedacht und sie als Landes- und Klasseninteressen ausgegeben. Jetzt gibt es in diesen Ländern die größten und bestbewaffnetsten Armeen der Region und die größte Armut unter der Bevölkerung. Und eine völlig kaputte Wirtschaft. Nicht darin besteht die Größe und noch weniger die moralische Stärke eines Landes. Stolz müßten bei uns einwandfrei arbeitenden sowjetischen Betriebe in den afrikanischen Ländern hervorufen, Überfluß und hohe Qualität der sowjetischen Waren auf diesen Märkten. Damit ist aber nichts, dafür haben wir die uns ruinierende Politik der Pseudounterstützung. Hauptsächlich mit Waffen und Rüstungen.

Ich will damit nicht sagen, daß das alles nicht nötig gewesen wäre. Während des Befreiungskampfes der afrikanischen Völker war eine derartige Politik gerechtfertigt. Man hätte aber parallel dazu andere Strukturen schaffen, helfen müssen, die Wirtschaft aufzubauen, eine soziale Infrastruktur usw. Damit hängen wir weit zurück.

Auf diesem Kontinent, und nicht nur auf diesem, wetteifern wir schon lange mit den Amerikanern. Jetzt sind wir bemüht, und das nicht ohne Erfolg, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Doch selbst in unserem Land umgibt uns eine Atmosphäre der Verdächtigungen und Beschuldigungen: „Wir verraten die eigenen Ideale!“ Auf Schritt und Tritt höre ich hinter mir Geflüster: hier hätten wir nachgegeben, dort hätten wir das und das geopfert, anderswo wären wir auf einen Kompromiß eingegangen und vieles mehr in dieser Art. Wir werden wegen der Nichtbeachtung der einen oder anderen Sicherheitskomponenten, hauptsächlich militärischem, kritisiert. Für einseitige

Zugeständnisse bei der Abrüstung. Ich weise solche Erfindungen kategorisch zurück.

Es gibt keinerlei Zugeständnisse, nirgends und an niemanden. Was die Sicherheitspolitik angeht, so erkläre ich hiermit verantwortungsvoll: Die Landesverteidigung und die Sicherheit stehen wie gehabt im Mittelpunkt. Es wurde nur der Blickwinkel auf Verteidigung und Sicherheit geändert, die dem Status einer Großmacht entsprechen müssen. Wir sind für ein starkes Land. Ein starkes Land muß eine starke Armee haben. Stark in jeder Hinsicht. Das betrifft neben den modernen Rüstungen und der hohen Kampffähigkeit auch würdige Bedingungen für den Dienst und das Leben jedes Soldaten, jedes Fähnrichs, jedes Offiziers und jedes Generals. Sie muß stark sein im Bewußtsein ihrer einzigen Mission, dem Schutz des Landes vor der äußeren Gefahr.

Ich weiß nicht warum, doch irgend jemand würde nur gar zu gern einen Keil zwischen die Militärs und die Diplomaten treiben. Dafür versucht man, unsere Äußerungen gegen den Einsatz der Armee bei Strafoperationen innerhalb des Landes und Differenzen, die bei der Erarbeitung von Positionen zu Füstungsfragen auftreten, falsch auszulegen.

Differenzen und Meinungsstreite sind Bestandteil eines jeden kreativen Prozesses. Und wenn sie auf der Ebene der Ressortchefs entstehen, dann ist das durchaus normal und bedeutet keineswegs, daß uns unüberwindlicher Antagonismus trennt. Im Gegenteil, wir treten auf und handeln gemeinsam – Außenministerium, Verteidigungsministerium, Komitee für Staatssicherheit, die Militär-Industrie-Kommission sowie andere für Verteidigung zuständige Einrichtungen und Ressorts. Ihre Vertreter sind nicht nur unsere gleichberechtigten Partner bei den Verhandlungen, sondern auch vollberechtigte Mitautoren unserer Erfolge. Leider wissen nicht alle, daß die erfindungsreichsten Vorschläge zur Entwertung der superfesten und kompliziertesten Knoten im Abrüstungsbereich von unseren Kollegen aus dem Generalstab und den führenden Mitarbeitern des Verteidigungsministeriums kommen. Oft liegen den ungerechtfertigten Anschuldigungen Unwissenheit und Inkompetenz unserer Opponenten und Kritiker zugrunde.

Sagen wir, man präsentiert uns die Rechnung für den INF-Vertrag. Dafür, daß wir fast doppelt soviel Raketen liquidieren wie die Amerikaner. Warum das so ist, will ich hier nicht erläutern. Darüber ist schon viel gesagt worden. Es wissen jedoch nicht alle, daß während der wichtigsten Verhandlungsetappen – darum hatte ich Michail Sergejewitsch persönlich gebeten – Sergej Achromjew, der damalige Chef des Generalstabs, an meiner Seite war. Er hatte Anteil an den wichtigsten Entscheidungen, darunter auch direkt während der Verhandlungen. Wir haben also kollegial gearbeitet, Teamarbeit geleistet. Was die Streitgespräche angeht, so waren nicht diese, die mir und meinen Kollegen viele schlaflose Nächte bereitet hatten. Der Gedanke ist schwer erträglich, daß viele, indem sie sich in diesem Sinne äußerten, die realen Interessen unserer Sicherheit ignorieren. Wenn aber viele so reden, dann fällt es uns allen, den Militärs und den Diplomaten, viel schwerer, ihre wirklichen Interessen zu verteidigen.

Ich weiß, wieviel uns der Krieg in Afghanistan gekostet hat. Wer hat aber je berechnet, wieviel uns die Konfrontationen mit den USA gekostet haben? Oder mit China, wo wir an der 7500km langen gemeinsamen Grenze innerhalb von 20,30 Jahren eine kolossale militärische Infrastruktur aufgebaut haben? Wieviel kostet das? 10 oder 100 Milliarden? Das hat niemand ausgerechnet. Das sind aber alles Gelder des Volkes. Wir benötigen sie heute genauso dringend wie damals. Oder nehmen wir die längerfristige Stationierung unserer Streitkräfte in der Tschechoslowakei und in Ungarn, die Steigerung der Produktion von chemischen Kampfmitteln, bei denen die Amerikaner schon 1968 die Produktion eingestellt hatten. Ich kenne den Preis des kalten Krieges gemessen in Rubeln und politischen Äquivalenten. Indem wir übereifrig die Idole der Pseudoidologie anbeteten, haben wir unser Volk ins Unglück gestürzt. Das Elend, die Verarmung des Volkes sind keine Sicherheitsfaktoren. Indem wir den kalten Krieg beenden, geben wir ihm mehr, als es der falschverstandene Stolz, zu wissen, daß man alle zerschmettern kann, jemals geben kann.

Die sowjetische Führung ist sich der großen Verantwortung für die zuverlässige Sicherung des Landes bewußt, und wir können nur einen Kurs verfolgen, der diese Sicherheit festigt. Auch müssen wir auf den allgemeinmenschlichen Weg zurückkehren, auf den Weg des Fortschritts. Die veralteten Systeme und unrealistischen Doktrinen können uns nicht retten. Vor allem muß man dem ganzen Land und dem Volk die Möglichkeit geben, zu atmen und zu denken, Wissenschaft und Technologie weiterzuentwickeln, der Jugend Bildung zu geben und ein erträgliches Leben für die Minderbemittelten zu sichern. Es wird Zeit zu begreifen, daß es keine Parität zwischen zwei Ländern geben kann, wenn nicht dahinter vergleichbare Größen des Nationalprodukts und ein vergleichbares Niveau der wissenschaftlichen und technologischen Entwicklung stehen.

Wenn man einschätzen will, ob die eine oder andere Vereinbarung, das eine oder andere „Zugeständnis“ vernünftig sind, muß man auch

berücksichtigen, welche Situation sich für uns ergeben könnte, wenn die Vereinbarung nicht abgeschlossen bzw. das Zugeständnis nicht gemacht wird.

Die Genossen, die an den Verhandlungen über die 50prozentige Reduzierung der strategischen Angriffswaffen teilnehmen, wissen, wie schwer diese verlaufen, wie kompliziert die ungelösten Probleme sind, besonders bei den luft- und seegestützten Raketen.

Manche Kollegen verlangen von uns: „Keinerlei Kompromiss!“ Ihre Argumente sind auf den ersten Blick nicht vom Tisch zu weisen. Es bleibt aber die Hauptfrage: „Kein Vertrag – ist das für uns vorteilhaft oder nicht?“ Wie wird das Kräfteverhältnis in ein paar Jahren aussehen, wenn wir den Rüstungswettlauf nicht stoppen, besonders bei den Flügellraketen? Wenn es uns nicht gelingt, gewisse Obergrenzen festzulegen, wie sollen wir denn das aushalten? Woran sind wir wirklich interessiert? Wo liegen unsere nationalen Interessen denn in Wirklichkeit? Alle diese Fragen müssen geklärt werden. Wir haben es noch nicht gelernt, alle strategischen Faktoren zu berücksichtigen, in die Zukunft zu schauen. Was kann in 10 oder 30 Jahren unter den Bedingungen der zunehmenden wissenschaftlich-technischen Revolution und unserer heutigen Rückständigkeit auf diesem Gebiet passieren?

Ich weiß nur zu gut, über welche Fragen man mit uns polemisiert, welche Ideen angefochten werden. Die Idee der Priorität allgemeinemenschlicher Werte und der Entideologisierung der zwischenstaatlichen Beziehungen. Die freie Wahl und der Verzicht auf die Politik der Stärke. Bitte, machen wir das alles rückgängig und kehren wir zu den Prinzipien zurück, deren blinde Beachtung zur Konfrontation geführt hat, die uns an den Rand des Abgrundes führte.

Jetzt kommen zu all dem noch die Ereignisse in Osteuropa hinzu. Ja, sie rufen gemischte Gefühle hervor. Und unvermeidlich sucht man diese zu vereinfachen. Man hätte die unpopulären Führer absetzen sollen, sagt man uns. Absetzen – aber wie? Mit den alten Methoden? Wieder Truppen einmarschieren lassen und damit nicht nur die Autorität der Perestroika, sondern auch Menschenleben aufs Spiel setzen?

Ist die Besorgnis begründet? Zweifellos. Gibt es einen Ausweg? Auf jeden Fall. Wir suchen und finden ihn in einer solchen Reorganisation der Sicherheitsstruktur in Europa, die ausreichend unsere nationalen Interessen und die kollektive Sicherheit garantieren würde. Wir haben durchaus gute Geschäftsbeziehungen zu den Verbündeten. Natürlich wird es in unserem Bündnis tiefgreifenden Veränderungen geben, unsere Zusammenarbeit und unser Zusammenwirken werden sich auf neuen Grundlagen aufbauen. Wenn wir die richtige Politik betreiben und keine Fehler machen, dann brauchen wir uns nicht, um die Zukunft unserer Beziehungen zu den osteuropäischen Ländern zu sorgen. Wir können wirklich zivilisierte, gleichberechtigte Beziehungen zu diesen Ländern herstellen. Während der vergangenen Erschütterungen haben wir uns würdig verhalten und uns nicht die Zukunft verbaut für die Entwicklung politischer, ökonomischer und Handelsbeziehungen, für die Herstellung neuer, gleichberechtigter Beziehungen der gegenseitigen Achtung.

Die Besorgnis, die die sowjetischen Menschen bezüglich der Entwicklung der deutschen Angelegenheiten, der Perspektive der Vereinigung beider deutschen Staaten erfaßt hat, ist verständlich. Ungeachtet der zügigen Veränderungen in dieser Richtung, der komplizierten neuen Kräfteverteilung, hat sich die sowjetische Diplomatie das Recht und die Möglichkeit vorbehalten, auf die Lösung der deutschen Frage Einfluß zu nehmen. Wir können gut verstehen, daß wir eine solche Lösung finden müssen, die vom sowjetischen Volk akzeptiert wird, die ihm die Gewißheit gibt, daß von deutschem Boden nicht eine neue Kriegsgefahr ausgeht.

Für die sowjetische Außenpolitik gibt es gegenwärtig nichts Wichtigeres, Verantwortungsvolleres als die Schaffung eines neuen Sicherheitssystems in Europa gemeinsam mit allen Staaten. Wir sind überzeugt, daß das auf der Grundlage des gesamteuropäischen Prozesses, der Schlußakte von Helsinki geschehen kann.

Die Formel 2+4 beginnt zu funktionieren. Es laufen aktive Konsultationen mit anderen KSZE-Staaten über die möglichen Strukturen der blockübergreifenden Sicherheit, der Synchronisierung der gesamteuropäischen Transformationen mit dem deutschen Vereinigungsprozeß u. v. a. Wichtig ist das Zustandekommen einer Vereinbarung über die weitere Stationierung verbündeter Streitkräfte auf dem Territorium Deutschlands und eine positive Einstellung der meisten Länder zur Idee der Schaffung eines gesamteuropäischen Zentrums zur Verhütung der Kriegsgefahr, eines Gesamteuropäischen Rates und eines Ministerkomitees.

Wenn wir auf die Perestroikajahre zurückschauen, können wir mit Befriedigung sagen, daß die sowjetische Außenpolitik insgesamt ihre wichtigste Aufgabe, maximal günstige Bedingungen für die inneren Umgestaltungen zu schaffen, erfüllt hat. Heute sieht es so aus, daß die äußeren Umstände nirgendwo ein Hemmnis für unsere Perestroika darstellen. Im Gegenteil. Wir haben im Grunde stabile Beziehungen

zu allen Staaten. Besonders erfreulich ist, daß viele früher vorhandene erhebliche Probleme mit den Nachbarstaaten behoben werden konnten.

Es gibt aber auch noch die Kehrseite der Medaille. Ja, die Kriegsgefahr ist zurückgedrängt, der kalte Krieg gehört der Vergangenheit an. Die Rüstungsarsenale und Militärausgaben werden reduziert. In den vergangenen zwei Jahren haben wir sie um 14% gekürzt. Das sind reale Reduzierungen, keine Propaganda. Der Militarisierungsgrad der Länder, darunter auch unseres Landes, nimmt ab. Die militärische Konfrontation wird geringer. Das ist alles gut und schön, doch wir haben bemerkt, daß sich in einem bestimmten Teil der Bevölkerung Sorglosigkeit breitmacht. Das ist besorgniserregend. Wir stehen doch erst am Anfang des Weges. Das Wetrüsten ist noch nicht gestoppt, es verschlingt weiterhin einen Löwenanteil des Nationaleinkommens.

Um den Zerstörungsprozeß des Ökosystems aufzuhalten, müssen bis zum Jahr 2000 um jeden Preis 800-900 Md. Dollar flüssig gemacht werden. Dieselbe Summe wird jährlich für die Rüstung aufgewendet. Deshalb ist es so notwendig, das Wetrüsten zu stoppen. Selbst ein ökonomisch so starkes Land wie die USA können es nicht aushalten, es wird zurückgeworfen, und Länder mit einer nichtmilitarisierten Wirtschaft machen einen großen Satz nach vorn.

Der äußerliche Wohlstand einiger Industrieländer, die erfolgreich neue Technologien nutzen und den Lebensstandard ihrer Bürger anheben konnten, wird von einer katastrophalen Lage im Weltwirtschaftssystem begleitet. Es ist von der ökologischen Depression bedroht.

Wir haben nicht das Recht, unsere Anstrengungen bei der Zügelung des Wetrüstens zu verringern, die Pläne des Aufbaus neuer internationaler Beziehungen fallenzulassen. Das neue politische Denken ist in Aktion. Während wir seine Instrumente verbessern, sind wir verpflichtet, eine wirksame Konzeption des neuen ökonomischen und umweltfreundlichen Denkens zu entwickeln. Weiterhin aktuell für uns sind die Beziehungen zur Wissenschaft, die Einbeziehung des intellektuellen Potentials des Landes und der Welt in unsere neue Verhältnisse. Ernsthafter müssen wir uns mit den Problemen der Dritten Welt befassen. Das alles gehört zum Aufgabenkreis unseres Ressorts, der Verbesserung seiner Arbeit.

Einige Worte noch zur Nominierung meiner Person für die Wahl zum Parteitage delegierten. Es ist für mich eine große Ehre, die sowjetische Diplomatie auf dem Parteiforum zu vertreten. Ich bin den Kollektiven sehr dankbar, die mich nominiert haben. Und obwohl ich Angebote habe, anderswo zu kandidieren, geht für mich doch Ihr Verhältnis, die Einschätzung unseres Kollektivs vor. Wenn ich nicht gewählt werden sollte, dann werde ich darüber nicht begeistert sein, werde jedoch jede Ihre Entscheidung als gerecht und objektiv anerkennen.

# Lähmung der Allmacht

Mit diesem Beitrag setzt die NZ die in Heft 17 begonnene Diskussion über Erfolge und Mißerfolge von fünf Jahren Perestroika fort

Poel Karp

**W**er wagt zu behaupten, ohne die Perestroika würden wir heute besser leben? Der Krieg in Afghanistan würde dann noch wüten, und auch anderen progressiven Diktaturen würden wir, wie das so üblich war, Panzer unentgeltlich überlassen und sie nicht für harte Währung verkaufen, wie das die ANT versuchte, die damit heiligen Volkszorn auslöste.

Bereits der große Stalin dankte schamlos dem Volk für dessen Geduld. Doch im Kriege hatten wir diese Geduld, weil es um Leben und Tod ging. Wenn in den ersten Kriegstagen manche vielleicht noch Illusionen hatten, betrieben die deutschen Truppen durch ihre Handlungen praktisch Propaganda für die Sowjetarmee als den einzigen Retter. Die heutigen Phantastereien von Umtrieben der Unabhängigen, der Freimaurer und anderer geheimnisvoller Kräfte sind ein Versuch, in Friedenszeiten das Kasernenhofmodell wiederzubeleben und uns, diesmal unbegründet, davon zu überzeugen, daß es ohne die früheren Verhältnisse noch schlimmer werden wird.

Doch die meisten Menschen haben bereits begriffen, daß unser dem Westen, der jetzt auch den uns überholenden Osten umfaßt, gegenübergestellter „Sonderweg“ nur zu weiterer Verarmung führt. Und das nicht nur, weil sich die Menschen nicht mehr mit den Segnungen von vorgestern zufriedengeben. Die Perestroika ist keineswegs ein Akt der Barmherzigkeit. Nur kann sich in der heutigen Industrie, Landwirtschaft und Wissenschaft jemand, der von den alltäglichen Sorgen geradezu erdrückt wird, der unfrei und sich seiner Zukunft nicht gewiß ist, nicht effektiv verwirklichen, wodurch nicht nur er selbst verliert, sondern auch sein einziger möglicher Arbeitgeber – der Staat. Wir aber festigen und entwickeln munter unsere ineffektive Wirtschaft weiter, in der zu arbeiten weiß Gott Edelsinn und Mut verlangt. Doch im normalen Leben sollte man keine Heldentaten abverlangen.

Vor fünf Jahren begann man vom menschlichen Faktor zu sprechen, einem neuen Faktor für unser Land, wo es hieß, niemand sei unersetzlich. Doch den menschlichen Faktor versucht man auf alte Weise zu berücksichtigen: Hier liegt die Wurzel der eigenen Mißerfolge der Perestroika. Über die Fehler der Antialkoholikampagne ist im Grunde schon alles gesagt. Doch das Hauptübel sind nicht diese Fehler, sondern der frühere Glaube an Befehle und Verbote, mit denen man die Menschen von der bei unserem unerträglichen Leben zunehmenden Bedürfnis, sich irgendwie zu entspannen, befreien könnte – und sei es auf so verhängnisvolle Weise. Mir ist klar, daß der Staat die Perestroika nicht

damit beginnen konnte, mit dem Gewinn aus dem Wodka Schwimmbassins zu bauen, die es erlauben, wieder zu sich zu kommen, ohne die eigene Gesundheit zu ruinieren. Doch man hätte sich denken können, daß der Kampf gegen den Alkoholismus, ja selbst gegen den Stalinismus mit Stalinschen Methoden nur dem Stalinismus zugute kommt.

Wir berücksichtigen wieder einmal nicht die Verhältnismäßigkeit der Mittel. Lenin wurde sich bereits 1921–1922 seiner Irrtümer des Jahres 1918 bewußt, woran man sich bei uns lange nicht erinnern wollte. Heute sprechen wir offen von Lenins Irrtümern, doch haben es nicht eilig, die eigenen Fehler einzugestehen. Es hat den Anschein, als ob die Perestroika nur durch die Schuld der Kräfte, die sie bremsen, auf der Stelle tritt, ihr aber mangelt es an Triebkräften, die Taten verlangen. Dabei wirkt sich auch aus, daß die demokratischen Kräfte oft politisch naiv sind.

Die Langsamkeit der Veränderungen wird von manchen mit Gorbatschows Unentschlossenheit bei der Verwirklichung der eigenen Initiativen erklärt. Unterdes schlug bereits Kossygin eine Reform der sowjetischen Wirtschaft vor, doch die vernünftigen Ideen der Reformer schleppten sich weitgehend nur durch die Korridore der Moskauer Instanzen, was eben es erlaubte, sie auf Prags Straßen niederzuwalzen, und dann wurden bei uns diese Ideen endgültig unterdrückt. Gorbatschow zog das Volk in die Überlegungen über Veränderungen ein, und das, was als seine „Unentschlossenheit“ bezeichnet wird, erlaubte es der Vielfalt unserer Interessen und Meinungen, also letztlich der gesellschaftlichen und politischen Kräfte, sich herauszukristallisieren.

Früher akzeptierten die Menschen die Politik der KPdSU oder lehnten sie ab, aber insgeheim, da das strafrechtlich verfolgt werden konnte – mutige Leute, die laut Widerspruch erhoben, gab es natürlich nur wenige. Es schien, daß wir wirklich nur aus jenen, die dafür, und jenen, die dagegen sind, bestehen – aus „wahren sowjetischen Menschen“ und „Sowjetfeinden“. Heute wurde eine bunte Palette gesellschaftlicher Beziehungen deutlich, der man sich bewußt werden muß, und daß man diese Palette erkennen und durchdenken kann, nicht aber blind zu handeln braucht, ist gerade das große historische Verdienst Gorbatschows. Seine „Unentschlossenheit“ ist in Wirklichkeit ein Weg, für Klarheit zu sorgen.

Komplizierter ist es gerade dort, wo er Entschlossenheit zeigt, da er natürlich mit manchen Farben der sich auftuenden gesellschaftlichen Palette sympathisiert, anderen aber entgegenzusteuern sucht. Das wurde ein weiteres Mal deutlich bei der Bildung des Präsidialrates. Neben bekannten Politikern

gehören ihm auch Wissenschaftler, Schriftsteller und Praktiker an. Doch während Stanislaw Schatalin oder Tschingis Aitmatow in der Mitte unseres politischen Spektrums stehen, vertreten Valentin Rasputin oder Wenjamin Jasin natürlich einen seiner Flügel. Doch Persönlichkeiten des entgegengesetzten Flügels sind im Präsidialrat nicht vertreten. Darauf sollte man natürlich nicht verweisen, um dem Präsidenten von ihm nicht gewünschte Berater aufzudrängen, sondern nur, um abzuwägen, wie weit es diese Einrichtung erlaubt, die im Volk dominierenden Stimmungen zu berücksichtigen: Es ist ja kein Geheimnis, daß das russische Volk in freien Wahlen sowohl den „nationalpatriotischen Kräften“ als auch der „Vereinigten Front der Werktätigen“ das Vertrauen versagte.

Die Effektivität und Beständigkeit des demokratischen Systems hängen vor allem davon ab, daß die Prozeduren für seine Funktionieren beachtet werden. Doch bei uns meinen sowohl der Oberste Sowjet als auch der Kongreß der Volksdeputierten der UdSSR, wenn sie eine Gesetzesvorlage zur Erörterung vorlegen, bereits, sie sei sozusagen Teil der Verfassung und verlangen bei der ersten eingehenden Erörterung eine Zweidrittelmehrheit, um den Entwurf zu ändern. Infolgedessen werden Formulierungen, die von der Mehrheit unterstützt werden, abgelehnt, von einer Minderheit unterstützte Formulierungen aber gehen in das Gesetz ein. Gesetze erlangen natürlich Rechtskraft, doch der Respekt vor der Staatsmacht läßt nach. Eine vernünftige und den Bürgern verständliche Prozedur strikt zu beachten ist erforderlich, um die Ganzheit der Gesellschaft zu bewahren und um die volle Aktivität all ihrer Mitglieder, welche Widersprüche es zwischen ihnen hier oder dort auch geben mag, zu gewährleisten. Darauf aber, daß vor aller Augen, wie sich herausstellt, der Wille der Mehrheit nichts wert ist, reagieren die Menschen mit Passivität nicht nur bei anstehenden Wahlen, sondern auch in der Arbeit.

Viel wird heute von einer Schwächung der Staatsmacht, ja von ihrer Lähmung gesprochen. Doch in Wirklichkeit vollzieht sich etwas ganz anderes... Die Wirtschaftskrise hat die Grenzen dessen, was die Staatsmacht ausrichten kann, deutlich werden lassen. Die Staatsmacht heute hat keineswegs weniger Möglichkeiten als unter Stalin, allzu redefreudige Wissenschaftler zum Bau eines weiteren Kanals abzukommandieren, doch anders als Stalin weiß sie bereits, was dies das Land kostet, und gedenkt solches nicht zu tun. Wir alle müssen ja für fremde Erfolge zahlen, die um einen solchen Preis erreicht wurden. Willkür ist nicht nur schlecht, weil sie im Widerspruch zu den Idealen steht und die Menschenrechte verletzt, sondern auch weil sie die Selbstregulierung des Gesellschaftssystems untergräbt.

... Leider geht man, statt nach Kompromissen zu suchen, immer noch davon aus, daß es keine Festungen gibt, die die Bolschewiki nicht nehmen können, und als Vorbedingung für Verhandlungen wird die bedingungslose Kapitulation genannt. Es gibt Kräfte, die Litauen eindeutig fertigmachen wollen. Verbal appellieren sie an Litauen, in der UdSSR zu verbleiben, doch mit ihren Handlungen können sie das Gegenteil suggerieren. Angst und Hoffnungslosigkeit führen ja zur Verzweiflung, und die ihrerseits zu Verzweiflungstaten.

Da wird brutal gefragt, was denn mit Litauen werde. Doch was wird denn mit Rußland werden, wenn es Litauen wieder mit Gewalt unter seine Fittiche nimmt...

Der Wille zum Sieg verdrängt von oben bis unten das Streben nach einem Kompromiß mit den einfachen Menschen: den Parteilosen wie den Kommunisten. Nach der Wahl des neuen Leningrader Sowjets verfügte das Büro des KPdSU-Gebietskomitees über die früher gemeinsamen Presseorgane wie folgt: Die reiche „Leningradskaja Prawda“ nahm es sich selbst, während es die viel ärmere Zeitung „Wetschernij Leningrad“ dem Lensowjet überließ. Warum

konnte das Leningrader Gebietskomitee nicht erst die Teilung des Eigentums mit den Mitbesitzern erörtern, ganz zu schweigen von den Abonnenten. Und das soll eine Lähmung der Macht sein?

Bisweilen ist hinter den Reden von einer Lähmung der Macht die Gewohnheit der Allmacht zu erkennen. Die Exekutive ist ja bei uns bis heute total und verfügt nicht nur über die Finanzen, die auswärtigen Angelegenheiten und die Armee oder darüber hinaus noch über die Sozialversicherung, das Gesundheitswesen und die Schule; sie verfügt auch über Industrie und Landwirtschaft, über die Wissenschaft, die Museen, die Bibliotheken, die Theater, die Frisiersalons, die Presse, ja überhaupt über alles. Allmacht aber führt unweigerlich zu Anarchie, da eine entsprechende Kontrolle von unten nur der Demokratie eigen ist. Solange die Chemiewerke in Ufa der Unionsregierung gehören, wäre es naiv zu erwarten, der hiesige Stadtsowjet könne sie ohne landesweiten Skandal daran hindern, die Bevölkerung zu vergiften. Das wird man nur verhindern können, wenn die Unternehmen im Rahmen des Gesetzes Selbständigkeit erlangen – dann werden die örtlichen Behörden sie gerichtlich dazu zwingen können, das Gesetz zu respektieren. Gegen die Regierung aber einen Prozeß zu führen, überfordert sie ganz offensichtlich.

Die Perestroika wird weniger von „bösen Apparatschiki“ gebremst als vielmehr vom totalen Staatsapparat als solchem. In anderen Ländern sind viel mehr Menschen als bei uns im „nichtproduktiven“ Bereich tätig, doch dort sieht man sie nicht als Parasiten an. Dort leiten sie weniger Befehle von oben nach unten weiter, vielmehr koordinieren sie die Beziehungen industrieller, kultureller und anderer selbständiger und unabhängiger Gebilde. Eine riesige Regierung, die über alles verfügt, ist eben eine Verkörperung und Stütze des administrativen Systems, wer ihr auch angehören mag. Wenig wird auch die Übergabe der totalen Funktionen von der Union an die Republiken oder gar die Gebiete und Städte ändern. Nicht viel wird sich auch dadurch ändern, daß die totale Macht tatsächlich von den Parteiorganen auf die Sowjets übergehen wird. Verhängnisvoll ist Totalität als solche, die wechselseitige Freiheit durch die Einförmigkeit der Unfreiheit ersetzt. Der Sinn der Perestroika besteht gerade in der Beseitigung der totalen Macht – nur dann werden die administrativen Verhältnisse vor den echt wirtschaftlichen weichen. Die Staatsmacht aber wird sich endlich dort zeigen, wo sie bei uns leider bislang keine große Rolle spielt – beim Schutz des Gesetzes. Der Abbau der Exekutive, der Übergang der meisten ihrer jetzigen Aufgaben unmittelbar auf die Bürger und ihre freiwilligen Vereinigungen müssen von einer Hebung der Bedeutung der Judikative im gesamten Innenbereich der Gesellschaft begleitet sein.

Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß die Perestroika die einzige Hoffnung unseres Landes ist. Die vergangenen fünf Jahre haben gezeigt, daß die totale Allmacht, die sich selbst behindert und die niemandem Spielraum läßt, das Haupthindernis auf dem Weg der Perestroika ist. Damit unser Land überlebt, muß man Abschied nehmen von der Totalität. Doch das wird man offenbar erst von den nächsten fünf Jahren erwarten können.



Zeichnung: Igor Smirnow

# Minister im Exil

Unbekannte Seiten aus der Geschichte  
der sowjetischen Aufklärung

**Anfang der 30er Jahre baute die sowjetische Aufklärung ein starkes Agenturnetz in Frankreich auf. Was bewegte Menschen, die sich bereit erklärten, für Moskau zu arbeiten? Wie entwickelte sich ihr Schicksal? Erst jetzt können wir die Wahrheit erfahren...**

**A**m 22. September 1937 um 10.30 Uhr kam der Vorsitzende des Russischen Gesamt-militärverbandes (ROWS) Miller in den Stab des ROWS, der sich in der Rue du Colisee 29 befand. Er hatte in seinem Arbeitszimmer zu tun. Kurz nach 12 Uhr sagte er dem Leiter des ROWS-Büros General Kussonski, daß er ein Treffen habe, und ging, wobei er noch erklärte, abends zum Dienst zurückkehren zu wollen. General Miller kehrte nicht in den ROWS-Stab zurück... Eine operative Gruppe der sowjetischen Aufklärung brachte ihn in einem Auto nach Le Havre, wo die „Maria Uljanowa“ aus der Sowjetunion vor Anker lag, um Fracht zu löschen. Am Abend des gleichen Tages lichtete das Schiff zum Erstaunen der Hafenbehörden plötzlich den Anker und lief aus.

So wiederholte die sowjetische Aufklärung erfolgreich eine Operation von 1930, als auf ähnliche Weise Millers Vorgänger in der Leitung des ROWS, General Kutepow, aus Frankreich entführt worden war. Obwohl im Westen Vermutungen geäußert wurden, er sei von der sowjetischen Aufklärung gekidnappt worden, erlaubten es erst Dokumente aus dem KGB-Archiv, die Ende v. J. freigegeben wurden, die historische Wahrheit zu ermitteln. Jetzt können die Historiker die Fragezeichen weglassen, die die Todestage von Kutepow und Miller begleiten.

**D**ie Operation zur Entführung Kutepows war am erfolgreichsten. Keiner der sowjetischen Aufklärer wurde in Mitleidenschaft gezogen, und die Polizei konnte keinerlei Spuren entdecken. (Übrigens sammelten die Emigranten Geld, um die Suche nach Kutepow zu organisieren, doch, wie später bekannt wurde, landete der Großteil der gesammelten Gelder in den Taschen der Führer der Weißen.)

Miller aber konnte gewisse Rache nehmen: Seine Entführung hatte zur Folge, daß der wichtigste sowjetische Agent im ROWS, General Skoblin, aufzog...

Am 22. September 1937, um 22.30 Uhr, als Millers Angehörige, beunruhigt über seine Abwesenheit, alle Bekannten anriefen, erinnerte sich General Kussonski, daß Miller, als er morgens gegangen war, im Stab ein Paket zurückgelassen hatte, das im Falle seiner längeren Abwesenheit geöffnet werden sollte. Kussonski stürzte in Millers Büro, fand das Paket, zog einen Zettel heraus und las: „Ich habe heute um 12. 30 ein Treffen mit General Skoblin an der Ecke Rue Jasmin/Rue Raffet. Er soll mich zu einem Treffen mit einem deutschen Offizier, dem Militärattache für den Balkan Strohmam und mit Werner, einem Beamten der hiesigen deutschen Botschaft bringen.“



Sergej Tretjakow, Agentennummer USH/1, arbeitete fast zehn Jahre für die sowjetische Aufklärung in Paris

*Beide sprechen gut russisch. Das Treffen erfolgt auf Skoblins Initiative. Möglicherweise ist dies eine Falle und deshalb hinterlasse ich für alle Fälle diesen Zettel.*

22. September 1937.  
Generalleutnant Miller.“

Miller, der sich an die Geschichte mit seinem Vorgänger erinnerte, hinterließ vor jedem Treffen derartige Notizen. Er verdächtigte Skoblin keineswegs, im Gegenteil hatte jener das volle Vertrauen des ROWS-Leiters. Und deshalb begab er sich, als Skoblin spätnachts von einem Kurier aus dem ROWS-Stab abgeholt wurde, völlig ruhig und arglos zur Rue du Colisee. Doch Kussonski zeigte Skoblin einen Zettel von Miller und sagte, er fahre zum Polizeikommissariat und wolle ihn mitnehmen. Skoblin begriff, daß man ihn im Kommissariat unverzüglich verhaften würde.

„Nachdem ihm das klar geworden war“, berichtet Wladimir Burzew, der über diesen Vorfall das Buch „Die bolschewistischen Gangster in Paris“ (1939) verfaßt hatte, „findet Skoblin einen Augenblick, da die Aufmerksamkeit jener, die ihn entlarvt hatten und die offensichtlich die Fassung verloren hatten, für einen Augenblick von ihm abgelenkt war, lief schnell auf die Straße und verschwand. Er wurde nicht mehr gesehen...“

Wo aber war Skoblin?

Der Stab des ROWS befand sich im Erdgeschoß eines Hauses in der Rue du Colisee 29, das dem russischen Emigranten Sergej Tretjakow gehörte. Er selbst lebte in einer Wohnung im ersten Stock. Ebendahin begab sich General Skoblin: Sergej

TEIL 1

Tretjakow war ebenfalls Agent der sowjetischen Aufklärung...

Als die Pariser Gesellschaft erfuhr, daß General Skoblin, ehemaliger Kommandeur der Kornilow-Division und einer der Führer der militärischen Emigration, der als Anwärter für Millers Sessel gehandelt wurde, ein sowjetischer Aufklärer gewesen war, löste das einen Schock aus. Man kann sich vorstellen, wie erstaunt nicht nur die Vertreter der russischen Emigration, sondern auch viele namhafte Pariser gewesen wären, hätten sie damals erfahren, daß Sergej Tretjakow für die sowjetische Aufklärung arbeitet. Tretjakow (I), einer der bedeutendsten Industriellen Rußlands, war vor der Oktoberrevolution unbestrittene Nr. 1 der Moskauer Geschäftswelt gewesen, Minister in der Provisorischen Regierung, Minister in Koltshaks sibirischer Regierung...

Tretjakow (ebenso wie Nikolai Skoblin und seine Gattin, die große russische Sängerin Nadshda Plewizkaja, die wegen Beihilfe „bei der Einführung von General Miller“ zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde und die in der Haft starb) wartet noch auf seinen Biographen. Doch jetzt öffnet die sowjetische Aufklärung ihre Archive, und wir können den Inhalt der Akte über Sergej Tretjakow, Deckname „Jwanow“, Nummer USh/1 erfahren...

**I**n Mai 1929 hatte ein Mitarbeiter der Pariser Residentur der sowjetischen Aufklärung ein konspiratives Treffen mit einem Agenten, Deckname „Wetschinkin“. In einem der regelmäßigen Berichte der Pariser Residentur an die Auslandsabteilung der OGPU wurde ein Bericht über dieses Treffen aufgenommen:

„Wetschinkin“ teilte mit, daß Tretjakow, ehemaliger Vorsitzender des Ausländischen Kongresses der Emigration und stellvertretender Vorsitzender von Torgprom, jetzt seine Tätigkeit bei Torgprom aufgegeben hat, da letzteres kein Geld mehr hat, ihn zu bezahlen. Aus den Gesprächen, die „Wetschinkin“ mit ihm führte, entstand der Eindruck, daß man Tretjakow anwerben könne.“

In Sergej Tretjakows Leben vollzog sich eine Wende, die sein ganzes späteres Leben bestimmte.

In der Kartei der OGPU entdeckte man unschwer eine Aufzählung von Sergej Tretjakows „Verdiensten“. In Dokumenten der Sonderabteilung der Tscheka und dann auch der Abteilung für Spionageabwehr der OGPU ist sein Name häufig zu finden – vor allem in Dokumenten über eine Konferenz von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Drei Monate, bevor die Bolschewiki die Macht in Moskau übernahmen, kam unter dem Vorsitz des ehemaligen Chefs der Staatsduma Rodsjanko die erste Beratung von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zusammen. Rußland

stand am Scheideweg, und die Führer der zentristischen Parteien, ehemalige Duma-Abgeordnete haben es eilig, alle zusammenzuführen, die in der politischen Landschaft des Landes Positionen rechts von den Sozialdemokraten und den Sozialrevolutionären einnehmen. In der Delegation der Großindustriellen nimmt der Vorsitzende des Moskauer Börsen-Komitees Sergej Tretjakow eine herausragende Stellung ein.

Nach der Oktoberrevolution beginnt sich die Tscheka mit der Beratung der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die die Sowjetmacht nicht anerkannten, zu befassen. In Dokumenten der Sonderabteilung ist das Programm der Beratung festgehalten: Kampf gegen die Sowjetmacht, Wiederherstellung von Ordnung und Privateigentum, Anerkennung der konstitutionellen Monarchie als der für Rußland einzig annehmbaren Regierungsform.

Tretjakow leitete das Handels- und Industriekomitee in Moskau, das Magnaten aller großen Industriebranchen vereinte. Die Sonderabteilung der Tscheka war der Meinung, das Handels- und Industriekomitee bekämpfe die Sowjetmacht, wolle Komplote mit Vertretern der Entente-Länder schmieden und hoffe, alle Fabriken und Werke nach dem Sturz der Bolschewiki den „rechtmäßigen Besitzern“ zurückzugeben.

Sergej Tretjakow, der tadelloos französisch sprach und umfangreiche Verbindungen in Paris besaß, sollte in der Emigration ebenfalls eine bedeutsame Rolle spielen. Aus Rußland emigrierte Industrielle bilden den Rußländischen Finanz-, Handels- und Industrieverband (Torgprom).

**N**ach Angaben aus der Kartei der Auslandsabteilung der OGPU finanzierte Torgprom Anfang der 20er Jahre Sawinkows Volksbund für Heimat und Freiheit. Bei einer Begegnung mit Boris Sawinkow erklärte ein führender Mitarbeiter von Torgprom Gustav Nobel: „Wir sind Geschäftsleute, uns interessiert nur der aktive Kampf gegen den Bolschewismus, und wir sehen ihn jetzt nur darin, alle wichtigen Führer dieser Bewegung zu vernichten. In Rußland selbst können wir absolut nichts ausrichten, doch hier können wir das, wenn wir es wollen... Dreht zumindest ein Ding, unser Vertrauen zu euch wird gleich wachsen... Jetzt müssen wir uns im Zusammenhang mit der Konferenz von Genua beeilen. Wir haben dafür bislang 70 000 – 80 000 Franc bereitgestellt. Nur direkt für terroristische Tätigkeit. Die kleinen Fische interessieren uns nicht... Uns interessieren Namen wie Krassin und Tschitscherin... Es was Sergej Tretjakow, der Sawinkow Geld übergab. Über andere Informationen, was die Beteiligung von Torgprom an Diversions- und Spionagetätigkeit angeht, verfügte die Auslandsabteilung der OGPU nicht. Doch das Interesse an Torgprom blieb in Moskau bestehen. Dort meinte man, Torgprom könne seine Arbeit neu orientieren und seinen Kampf konspirativ

stark verschleiern, und deshalb wurde „der Aufklärung die Aufgabe gestellt, die führenden Kreise von Torgprom zu infiltrieren, um eine ständige und effektive Kontrolle über seine diversen antisowjetischen Aktionen sicherzustellen. Und erst recht sehr aussichtsreich schien der Aufbau einer Gestalt wie Sergej Tretjakow zu sein...“

Tretjakow war Ende Juni nach Paris gekommen. „Wetschinkin“ schrieb ihm am gleichen Tag, und sie hatten ein Treffen. Tretjakow verhehlte seine Enttäuschung über die Emigranten und die eigene schwere Lage nicht und bat „Wetschinkin“, ihm 500 Franc zu borgen. Er sprach sehr offen mit „Wetschinkin“, da er wußte, daß jener bei der sowjetischen Handelsvertretung beschäftigt war, und interessierte sich dafür, wie die Bolschewiki zu ihm stehen. Nach diesem Gespräch teilte „Wetschinkin“ einem Mitarbeiter der Pariser Residentur mit, er sei sich des Erfolgs sicher.

Das entscheidende Gespräch, das „Wetschinkin“ mit Tretjakow hatte, sorgte gleich für völlige Klarheit. Tretjakow gab, anders als man erwartet hatte, leicht sein Einverständnis, für Moskau zu arbeiten.

Zum nächsten Treffen brachte Tretjakow seine „Beichte“ mit, die es erlaubt, diesen Mann besser zu verstehen.

**„F**ür den Verfasser dieser Zeilen begann die Emigration sehr früh. Im Dezember d. J. werden es elf Jahre sein, daß ich hier bin. Von ihnen muß man nur die zehn Monate abrechnen, die ich in Sibirien als Mitglied der Regierung von Admiral Koltshak war.

Die russische Emigration erlebte eine ganze Reihe von Etappen ihres Lebens im Ausland, wobei in der Regel jede spätere Etappe blasser und uninteressanter, schlechter als die vorhergehende war. Das hat zwei Gründe: Einerseits die falsche Konzeption, daß das russische Volk die Sowjetmacht nicht akzeptiert und nie akzeptieren werde, und andererseits, daß die Zusammensetzung der Emigration und ihr kulturelles Niveau von Jahr zu Jahr nachlassen. Die letzte große Welle der Emigration erfolgte nach Wrangels Niederlage und führte dazu, daß sie zu einem buntgescheckten, unzivilisierten und ungebildeten Haufen wurde, der sich keine großen Aufgaben stellte und keinerlei Pläne für ein künftiges Leben in der Heimat schmiedete. Dieser Umstand ließ die Emigration der Jahre 1919 – 1920 auseinanderfallen, verdünnte sie.

Solange in Rußland gegen die Sowjetmacht gekämpft wurde und es Generale gab, die gegen sie kämpften, verlief alles mehr oder weniger glatt – Sawinkow saß mit Sasonow, Tschaikowski und Maklakow am gleichen Tisch, und nur die linken Elemente, die Sozialrevolutionäre und die Sozialdemokraten, stöhnten bisweilen: weder Lenin noch Koltshak.

Nach dem Sieg der Bolschewiki zerfiel die Emigration in eine ganze Reihe von

Gruppen und Gruppierungen: Die Zukunft war unbestimmt, die Sowjetmacht hatte mit den Weißen aufgeräumt, Europa war befremdet, die Zersplitterung und Teilung in Sekten begann. Im Grunde hatte die Emigration von diesem Augenblick an, wie ich meine, jegliche Bedeutung verloren. Feindseligkeit, interne Kämpfe und Sticheleien kennzeichnen diesen Zeitabschnitt, der bis heute anhält. Die Emigration verlor jegliche Bedeutung, was den Kampf gegen die Sowjetmacht und die Einflußnahme auf die Politik anderer Staaten angeht. Und wenn einige Terroranschläge gegen die Sowjetmacht sowohl im Ausland als auch in Rußland ausgeführt wurden, dann ist dies das Werk einzelner oder kleiner Gruppierungen, doch nicht der Emigration als solcher.

Von Tag zu Tag, von Monat zu Monat verliert die Emigration ihre Bedeutung, und jetzt hat sie diese endgültig verloren. Niemand rechnet mit ihr, niemand hört auf sie, und die Weisheiten, die ihre Presse, die von den letzten Ersparnissen alter Flüchtlinge geschaffen wurde, tagtäglich wiederholt (junge Russen lesen diese Zeitungen nicht), bewegen, überzeugen niemanden. Die Emigration liegt schon lange im Sterben, und geistig ist sie bereits tot.

Der Handels- und Industrieverband (Torgprom) wurde ohne meine Beteiligung Ende 1919 von N. Denissow gegründet. Denissow, der sich am Krieg gesundgestoßen hatte, verließ Rußland kurz vor dem bolschewistischen Umsturz und vermochte Anfang 1919 Geld in England zu machen. Er verkaufte ein großes Paket von Aktien der Sibirischen Bank und erhielt dafür fast 1 Mio Pfund Sterling.

Die Organisation verfolgte zwei Ziele: Erstens, den ausländischen Regierungen zu zeigen, daß die Sowjetmacht nicht stabil und nur vorübergehend ist, indem man schriftliche Berichte und öffentliche Vorträge präsentierte und inoffiziell an Konferenzen (Genua, Den Haag) teilnahm – dies waren sozusagen die offenen Aktivitäten. Die anderen Aktivitäten aber erfolgten konspirativ.

Bei diesen Aktivitäten ist der Wunsch zu konstatieren, Terroranschläge in Rußland (derartige Anschläge im Ausland galten als nicht sinnvoll) auszuführen. Zwei große Versuche wurden gemacht: der eine mit Evelgren, der andere mit Sawinkow.

Zum ersten Versuch sei gesagt, daß der Fall ganz genau in sowjetischen Zeitungen dargelegt war, was aber Sawinkow angeht, so kann ich sagen, daß er den Verband nicht weniger als 300 000 alte Franc kostete und keinerlei Nutzen brachte, da er das Geld mit Frauen und bei Pferderennen durchbrachte. Direkte Verbindungen zu seinen Mitgliedern in Rußland hatte der Verband nicht, doch einige seiner Sektionen, die für Erdöl und für Kohle, unterhielten sie und unterhalten sie, wie ich meine, bis heute, doch in sehr geringem Umfang.

Gegenwärtig ist der Verband ohne jegli-



Nikolai Skoblin, ehemaliger Kommandeur des Kornilow-Regiments, Agentennummer ESh/13. Offenbar der bedeutendste Agent der sowjetischen Aufklärung in Frankreich



Nadeshda Plewizkaja, Skoblins Frau, eine begnadete Sängerin. 1930 verpflichtete sie sich ebenfalls für die sowjetische Aufklärung



Pjotr Kowalski, Agentennummer ESh/10. Er war es, der 1930 Skoblin und Plewizkaja anwarb

che Bedeutung, er vegetiert vor sich hin, und Geld hat er auch nicht.

Sergej Tretjakow

Paris".

Der Beginn der Zusammenarbeit war von einem äußerst unangenehmen Ereignis begleitet: Bessedowski, Botschaftsrat an der Bevollmächtigten Vertretung in Paris, bat bei den Franzosen um politisches Asyl. Tretjakow bekam einen Schreck: Wird Bessedowski ihn verraten?

Doch nicht nur Bessedowskis Flucht warf einen Schatten auf den Beginn der Zusammenarbeit Tretjakows mit der sowjetischen Aufklärung. Die Führung der OGPU versuchte, die Agenten der Auslandsabteilung zur Vorbereitung der „Moskauer Prozesse“ heranzuziehen und die Aufklärung einzusetzen, um Massenrepressalien im eigenen Land zu organisieren. Die OGPU-Führung betrachtete Sergej Tretjakow als die dafür am besten geeignete Figur und wies ihm eine besondere Rolle zu.

**A**m 11. November 1930 wurde in den Moskauer Zeitungen die umfangreiche Anklageschrift gegen die konterrevolutionäre Organisation „Verband der Ingenieurorganisationen“ („Industriepartei“) veröffentlicht, in der Ramsin, Kalinnikow, Laritschew, Tscharnowski, Fedotow, Kuprijanow, Otschkin und Sitnin beschuldigt wurden, gegen Art. 58, Absatz 3, 4 und 6 des StGB der RSFSR verstoßen zu haben.

Die Menschen in der Sowjetunion, die die von RSFSR-Staatsanwalt Nikolai Krylenko unterschriebene Anklageschrift lasen, erfuhren, daß die OGPU, die in den vergangenen zwei Jahren bereits eine Reihe von Diversantenorganisationen in Bergwerken und im Verkehrswesen, in der Rüstungs-, der Textilindustrie und im Schiffbau aufgedeckt hatte, jetzt auf das Zentrum der gesamten Diversantentätig-

keit im Land gestoßen sei. Die Industriepartei habe „alle einzelnen Diversantenorganisationen in verschiedenen Industriezweigen vereint und nicht nur auf Direktive internationaler Organisationen ehemaliger russischer und ausländischer Kapitalisten agiert, sondern auch in Zusammenarbeit mit den herrschenden Kreisen und dem Generalstab Frankreichs und auf deren direkte Anweisung eine militärische Einnischung und den bewaffneten Sturz der Sowjetmacht betrieben“.

Die Tätigkeit der Diversanten aus dem Ausland wurde von Torgprom geleitet, der in Paris ansässigen Vereinigung „von Magnaten der vorrevolutionären Industrie, die sich die Aufgabe gestellt hatten, politische Arbeit zum Kampf gegen die Sowjetmacht zu leisten, um ihre ehemaligen Betriebe zurückzubekommen“.

Die Torgprom-Leiter Denissow und Tretjakow standen auf der Liste der Kandidaten für das Amt des Handels- und Industrieministers in einer künftigen Regierung Rußlands...

**E**inen Tag nach der Veröffentlichung der Anklageschrift gegen die „Industriepartei“ ging aus der Auslandsabteilung der OGPU an die Pariser Residentur der sowjetischen Aufklärung folgendes Schreiben ab:

„In der Anklageschrift gegen die Industriepartei wird den Verbindungen einzelner Mitglieder der Industriepartei im Ausland bedeutender Platz eingeräumt, wird die Spitze von Torgprom namentlich genannt und, wie Sie sehen, Iwanow“.

„Iwanow“ hat uns bislang über seine Teilnahme an den Verhandlungen mit einer Reihe von Personen, die aus der UdSSR kamen, nichts gesagt. Man sollte ihm ein Ultimatum stellen – entweder beweist er uns unverzüglich anhand von Tatsachen und Dokumenten, daß er auch in Zukunft die Arbeit von Torgprom aufdecken will,

oder wir decken seine Teilnahme an der Klärung des Falls der Textilarbeiter auf. Ihn ist zu versichern, daß die Dokumente (Briefe), über die wir verfügen und die wir seinerzeit von ihm erhielten, bei dem bevorstehenden Prozeß wirksam verwandt werden können, und die Schlußfolgerungen, die dann die Franzosen und die weiße Emigration ziehen werden, müßten ihm klar sein."

**A**ls der Prozeß gegen die Industriepartei eingeleitet wurde, war Sergej Tretjakow bereits zwei Jahre für die sowjetische Aufklärung tätig.

Tretjakow übergibt dem Verbindungsmann diverse Dokumente von Torgprom, u. a. seine Korrespondenz mit den ehemaligen Industriellen Nolde und Susdaltzew, die in Sowjetrußland geblieben sind...

Aus dem Zentrum wird die Pariser Residenz informiert, daß Tretjakows alte Freunde sehr dubiose Gestalten seien. Nolde sei ein aktiver Diversant, Susdaltzew sei davon nicht weit entfernt.

"Wir halten es für nützlich, wenn Iwanow" die Korrespondenz mit seinen Moskauer Freunden wiederaufnehmen würde. Wir gehen davon aus, daß die Moskauer in ihren Briefen Iwanow über ihre Pläne, über den Umfang ihrer Arbeit berichten und jene nennen werden, die wir vielleicht noch nicht kennen. So werden wir auch klären, wie sie ihre Verbindungen aufrechterhalten..."

Doch Tretjakows Agentenführer verliert schnell das Interesse an ihm. Konkrete Tatsachen werden gebraucht: Namen und Anschriften von Diversanten. Tretjakow aber versichert, er wisse von nichts. Eine gereizte Meldung geht ans Zentrum, aus der sich ergibt, daß die Arbeit nicht recht klappen will: „Wenn die kommenden anderthalb Monate nichts Neues bringen werden, dann wird man ihn entweder zur Anwerbung, wozu er sich kaum bereit finden wird, einsetzen oder ihn für zweitrangige Aufgaben belassen oder aber ganz die Verbindung zu ihm abbrechen müssen.“

Das Zentrum ist dagegen, dort meint man, Tretjakow sei eine „sehr bedeutende Quelle, mit großen Zukunftsaussichten“. Für die Arbeit mit Tretjakow wird ein anderer Agentenführer bestimmt.

Vor dem ersten Treffen mit Tretjakow erhielt er folgende Anweisung aus dem Zentrum:

„Ihre Aufgabe besteht darin, ihn wieder zu aktiver Arbeit im Torgprom zu motivieren, ihn dazu zu bringen, Diversanten aufzuspüren. Diese Aufgabe wurde ihm auch früher gestellt, doch an deren Ausführung ist er noch nicht richtig gegangen. Zwar wurden nach einigen seiner Meldungen Diversanten in der UdSSR enttarnt. Doch das sollen Sie der Quelle nicht sagen... Alles aber, was er bislang in diesem Bereich erbracht hat, stellt nicht einmal ein Zehntel seiner Möglichkeiten dar. Er soll klären, ob es ein Zentrum gibt, das die Tätigkeit der Diversanten vereint und leitet, und wenn ja, dann in welcher Form... Wir meinen, daß Torgprom kein solches Zentrum ist.“

(Dieser Satz aus dem verschlüsselten Schreiben der Auslandsabteilung der OGPU an die Pariser Residentur hat große Bedeutung: Einige Monate später wird in der Anklageschrift gegen die Industriepartei gerade Torgprom als Hauptzentrum für Diversantentätigkeit in der UdSSR genannt. In der Aufklärung weiß man, was gespielt wird, doch man muß die direkten Anweisungen der Führung der OGPU ausführen...)

„Berücksichtigen Sie bei der Arbeit mit der Quelle, daß, wenn sie auch den Glauben an die Emigration verloren hat, sie doch noch lange nicht von uns angetan ist. Er nähert sich uns vorsichtig, wobei er bisweilen seine feindselige Haltung beibehält. Deshalb muß man ihm gegenüber ständig besondere Vorsicht walten lassen.“

**D**er neue Mann trifft mit Tretjakow zusammen. Nach dem Gespräch läßt er dem Zentrum einen ausführlichen Bericht zugehen.

„Iwanow" sagte mir:

„Die Arbeit, die ihr Torgprom zuschreibt, leistet er nicht. Ich schließe nicht aus, daß jemand von den Mitgliedern unseres Verbandes an Diversantentätigkeit teilnimmt, sie fördert und finanziert, doch Torgprom insgesamt, selbst sein Präsidium sind darüber nicht informiert. Ebendeshalb kann ich ihnen hier grundsätzlich nicht weiterhelfen.“

„Verfolgen Sie denn nicht die Enthüllungen, die beim Prozeß der Industriepartei gemacht wurden?" entgegnete ich.

Tretjakow schüttelte den Kopf.

„Ich zweifle sehr, ob das stimmt, was in den sowjetischen Zeitungen steht.“

Ich bekundete demonstrativ mein Befremden über seine Worte. Tretjakow versuchte mich zu überzeugen.

„Glauben Sie, es ist einfach unmöglich, daß die Mitglieder der Industriepartei so große Summen erhielten. Woher sollen die eigentlich stammen? Nicht nur ich, selbst Leute wie Denissow nagen jetzt am Hungertuch, können ihren Lebensunterhalt nicht sichern. Es gibt Leute, die Torgprom etwas unterstützen, doch von den Beträgen, die eure Zeitungen nennen, kann nicht die Rede sein.“

„Ich habe das bereits Ihrem Kollegen gesagt und kann es auch Ihnen gegenüber wiederholen“, fuhr er fort. „Mit dem Fall der Industriepartei hatte ich absolut nichts zu tun und vor Beginn des Prozesses habe ich von ihr nicht einmal etwas gehört.“

„Und niemandem dieser Leute sind Sie begegnet?“

„Nein“, versicherte mir Tretjakow leidenschaftlich. „Ich las das, was mir die Angeklagten zuschreiben, doch all das ist ein Produkt ihrer Phantasie.“

Was konnte ich auf diesen Unsinn antworten?

„Wenn bei Ihnen auch nur für einen Augenblick die Illusion entstanden ist, ich würde Ihnen glauben, dann haben Sie sich gründlich geirrt“, sagte ich. „Wir haben keinerlei Grund, Ihren Worten zu glauben, da wir nicht schlecht über Ihre wahre Rolle bei

Torgprom und über die tatsächliche Rolle von Torgprom selbst informiert sind...“

(Der Verbindungsmann war offensichtlich aufrichtig empört über Tretjakows Worte. Der Bericht stellt Tretjakow als Drahtzieher antisowjetischer Aktivitäten dar. Doch Tretjakow, der einst Boris Sawinkow Geld für Terroranschläge hatte zukommen lassen, und der Tretjakow, der sich bereit erklärte, mit der sowjetischen Aufklärung zusammenzuarbeiten, sind verschiedene Leute. Der Verbindungsmann aber hatte einen klaren Auftrag. Und er stand ganz offensichtlich unter dem Einfluß des Prozesses gegen die Industriepartei...)

„Zum Schluß kamen wir auf die allgemeine politische Lage in Europa zu sprechen.“

„Eure Furcht vor einer Intervention seitens Frankreichs“, belehrte mich Tretjakow, „ist völlig aus der Luft gegriffen. Briand ist für den Frieden und führt die von ihm in Locarno begonnene Politik fort. Wer aber wird gegen euch Krieg führen? Jugoslawien? Nein. Italien? Es hat keinerlei Interessen in diesem Teil Europas. Deutschland? In der jetzigen Situation kann davon absolut nicht die Rede sein. Die Tschechoslowakei? Nein. Wer dann, wer dann?“

Das Gespräch mit „Iwanow“ hinterließ bei mir einen zwiespältigen Eindruck. Zeitweise neigte ich zu der Annahme, daß wir seine Rolle in der Emigration überbewerten, während er in Wirklichkeit in wichtigere Dinge überhaupt nicht eingeweiht ist.

Doch er hat die Frechheit, die Rolle von Torgprom, was Aktivitäten auf unserem Territorium angeht, zu leugnen! Und seine Analyse der Lage in Europa! Ich meine, daß es seine Haltung uns gegenüber ausreichend charakterisiert, wenn er selbst in einem so unschuldigen und zu nichts verpflichtenden Gespräch derart unverschämte selbst die Bedrohung „vergißt“, die von Polen, von Rumänien und von Limitrophen ausgeht, und versucht, uns irrezuführen...“

**D**er Mitarbeiter der sowjetischen Aufklärung ist auch gereizt, weil in der Anklageschrift gegen die Industriepartei die Aussagen des Hauptangeklagten Prof. Ramsin zitiert werden: „Bei der nächsten Begegnung in Paris sagte, soweit ich mich erinnern kann, Tretjakow, beim Einsatz der Truppen Polens, Rumäniens, der baltischen Länder und der Wrangel-Armee – an die 100 000 Mann – werde eine Intervention über eine hervorragend ausgerüstete Armee verfügen, so daß man nach Meinung vieler ehemaliger Industrieller bei Unterstützung von Sec aus im Süden und Norden selbst bei einer kleinen Armee mit Erfolg rechnen kann...“ Die Frage, auf die man jetzt wohl keine Antwort mehr bekommen kann, ist, ob die Mitarbeiter der Auslandsabteilung der OGPU tatsächlich an die reale Existenz der Industriepartei geglaubt haben.

Leonid Mletschin  
(Fortsetzung folgt)

Präsentiert von  
Dr. jur. habil.  
**Valeri SORJIN**

„Der Staat kann aufgrund dessen in Aufruhr geraten, was die Journale schreiben, aber er kann auch infolgedessen untergehen, daß sie schweigen.“ Diese Worte des konservativen französischen Politikers de Bonald setzte der russische Liberale Pawel Miljukow seinem Beitrag über die Pressefreiheit voran, der im Sammelband „W sastschitu slowa“ („Zur Verteidigung des Wortes“) am Vorabend der ersten russischen Revolution in Petersburg veröffentlicht wurde.

Zu jener Zeit war Pawel Miljukow, ein Schüler von Wassili Kljutschewski, nicht nur Historiker, sondern Historiker von Weltruf, und dabei längst kein Stubengelehrter. Schon in jungen Jahren beteiligt er sich aktiv am politischen Leben. Mit 30 ist er ein bekannter politischer Publizist. Seine Beziehungen zu linken und liberalen Kreisen führten Mitte 1890 dazu, daß ihm die konservative Leitung der Moskauer Universität das Lehramt entzog. Miljukow sah sich gezwungen, Rußland zu verlassen. Nachdem er 1905 in die Heimat

zurückgekehrt war, wurde er sofort wieder politisch aktiv.

Der Artikel im Sammelband „W sastschitu slowa“, den wir nachfolgend in Auszügen wiedergeben, stammt aus dieser Zeit, da Miljukow wieder die politische Bühne Rußlands betrat. Zusammen mit anderen Liberalen, u. a. Pjotr Struwe, Wladimir Nabokow (der Vater des bekannten Schriftstellers) und Bogdan Kistjakowski, gründete er die Konstitutionellen Demokraten, eine der einflußreichsten Parteien Rußlands. 1907 wird Miljukow Vorsitzender des ZK der KD. Er redaktiert die Parteizeitung „Retsch“ („Rede“) und leitet die Fraktion seiner Partei in der Staatsduma während der gesamten Zeit des Bestehens dieses Parlaments. Jene zehn Jahre, die Miljukow an der Spitze seiner Partei stand, waren Jahre des angespannten politischen Kampfes, angefüllt mit Versuchen, das Leben des Landes in eine ruhige, zivilisierte Bahn zu lenken, der Gesellschaft zu helfen, einen Konsens zu finden, die Klassen auszusöhnen und eine katastrophale soziale Explosion zu verhindern. Die Jahre 1905 bis 1907 waren für Rußland eine bittere Erfahrung, deren Wiederholung Miljukow und seine Gefährten vermeiden wollten.

Die Partei der Konstitutionellen Demokraten hatte einige hunderttausend Mitglieder und stand im politischen Spektrum etwas links vom Zentrum. Die Partei kämpfte aber nicht nur mit ihrer Mitgliederzahl, sondern legte in erster Linie ihr politisches Können auf die Waagschale. Zu ihren Führern gehörten viele talentierte Politiker, darunter auch der „Meister des Kompromisses“ Pawel Miljukow. Er selbst stand dem Zentrum näher. Die Partei vereinigte mehrere politische Strömungen, von denen jede ihr eigenes geistiges Zentrum besaß. Die meisten, die im bekannten Jahrbuch „Wechi“ („Marksteine“) mitarbeiteten, waren aktive Publizisten der KD-Bewegung.

Überhaupt muß gesagt werden, daß der überwiegende Teil der besten intellektuellen Kräfte Rußlands dieser Partei angehörte oder mit ihr sympathisierte. Die im Volksmund übliche Kurzbezeichnung der Konstitutionellen Demokraten „Kadetten“ erhielt nach 1917 eine abwertende Färbung. Die Partei trat aktiv gegen Terror, Gewalt und bewaffnete Machtübernahme auf. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Führer dieser Partei und ein Großteil ihrer Mitglieder nach der Oktoberrevolution in die

Politische  
Gedanken

des **20.**  
Jahrhunderts

Emigration gezwungen wurden. In den vergangenen 70 Jahren wurden sie und ihre Partei in der Literatur recht stiefmütterlich behandelt. Bemerkenswert ist allerdings die Tatsache, daß in den 60er Jahren eine Moskauer Straße zu Ehren eines der Gründer und Führer dieser Partei umbenannt wurde, nämlich der Wemadski-Prospekt...

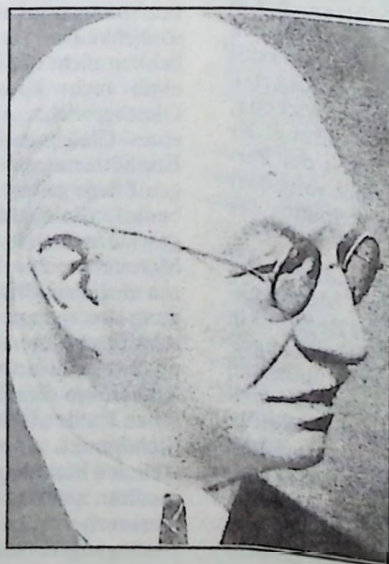
Kehren wir aber wieder zu Pawel Miljukow zurück. Er und seine Partei sahen eine der Garantien für einen konstitutionellen Rechtsstaat in der Gewährleistung der Rede- und Pressefreiheit. Es ist kein Zufall, daß Miljukow seinem Artikel ein Zitat von Sheridan als Epigraph anfügte, worin der berühmte englische Dramatiker und Politiker zum Ausdruck bringt, daß die Freiheit des Wortes in der Lage ist, alle anderen bürgerlichen Freiheiten wiederherzustellen, wenn jemand sie zu beseitigen trachtet.

## Freies Wort

Pawel Miljukow (1859 – 1943)

Frägt man einen gewöhnlichen Durchschnittsbriten, was er über die Pressefreiheit denkt, wird er sich sicher sehr wundern und mit der Antwort zögern: Darüber denkt er schon lange nicht mehr nach. Wenn man jedoch darauf besteht, wird er wahrscheinlich sagen, daß man über die Pressefreiheit dasselbe sagen könne wie über die Wichtigkeit der Gesundheit, die Verwendung von Messer und Gabel bei Tisch, die Unersetzlichkeit der Eisenbahn für die Zivilisation oder über den Nutzen von Glas. Man sollte doch, wird er sagen, diese Themen den Gymnasiasten der mittleren Klassen überlassen.

Frägt man jedoch einen russischen Staatsmann nach diesem Gegenstand (ich weiß nicht, was er denken wird), sagt er zweifellos, wenn es sich natürlich um einen richtigen Staatsmann handelt, daß die Pressefrei-



heit in der gegenwärtig herrschenden Situation nicht zulässig ist, daß man sich mit diesem Messer schneiden könne und daß ein Überfluß an Gesundheit zu Ausschweifungen und Unzucht führt. Man könnte ihm natürlich als einfacher Sterblicher entgegenhalten: „Abusus non tollit usum“ (Mißbrauch schließt Gebrauch nicht aus). Das würde jedoch nur beweisen, daß man das wichtigste Axiom jener Staatsweisheit ignoriert, auf dem die gesamte Stärke der angeführten Argumente aufbaut. Das ist das bekannte Axiom vom hoffnungslos bornierten Untertanenverstand, der so beschränkt ist, daß hinter jedem Subjekt, das ein Messer benutzt, ein anderes Subjekt stehen muß, um aufzupassen, daß sich das erste keinen Schaden zufügt.

Bismarck sagte in einer Rede (1874): „Auch wir sind Menschen und können nichts Übermenschliches leisten.“ Damit

verletzte er zweifellos dieses Axiom der Staatsweisheit. Weiter sagte er: „Am ganzen neuen Regime schätze ich nichts so sehr wie absolute Publizität: Kein Winkel des öffentlichen Lebens darf im Dunkeln bleiben. Ich bin dankbar für die schärfste Kritik, wenn sie nur auf Fakten beruht.“

Um eine solche Schlußfolgerung zu vermeiden, hätte Bismarck offensichtlich nicht seine Grundvoraussetzung „Auch wir sind Menschen“ zulassen dürfen. Er hätte so denken müssen, wie ein anderer Staatsmann zweieinhalb Jahrhunderte zuvor dachte. Er verglich das Volk mit „Mulis, die es gewöhnt sind, schwer zu tragen, so daß sie die Freizeit mehr verdirbt als die Arbeit“... „So wie ein Organismus, der auf allen Seiten Augen hat, ein Scheusal ist“, sagte er, „so wäre auch ein Staat mißgestaltet, wenn alle Untertanen Gelehrte sein würden. Es würde nur wenig Gehorsam bleiben, dafür würden Stolz und Einbildung zur Gewohnheit werden. Die Beschäftigung mit Literatur ... würde in kurzer Zeit die Brutstätte von Soldaten leeren, die sich besser in einer Atmosphäre von Grobheit und Unwissenheit erziehen lassen als bei verfeinerter Aufklärung“. So hätte ein Staatsmann sprechen müssen, der nicht das Recht der bornierten Untertanen auf freies Denken und Kritik anerkennt.

Nach diesen Worten von Richelieu verweist Bismarcks Satz „Auch wir sind Menschen“ auf eine Wende, die sich in der Zwischenzeit abgezeichnet hat. Bevor sich aber Bismarck traute, diesen Satz zu wiederholen, mußte man ihn jenen lange und oft einbleuen, die von Richelieu als „Mulis“ bezeichnet wurden. Der Sinn des Umschwungs bestand genau darin, daß diese „Mulis“ erklärten, daß sie „auch Menschen“ seien, daß sie auf der Anerkennung ihrer Menschen- und Bürgerrechte bestanden.

Die Stärke dieser Erklärung gründete sich völlig auf das Niveau der Organisiertheit, Überzeugtheit und Bewußtheit jener Menschen, die sie abgaben. Sie selbst waren aber noch weit davon entfernt, diese Kraft in sich selbst zu erkennen. Angesichts eines so starken Feindes wie sie im Staat und seinen Vertretern zu sehen gewohnt waren, bemühten sie sich, für ihre Menschenrechte eine solche Begründung zu suchen, die soweit wie möglich vom Staat entfernt und unabhängig von ihm war. Sie fanden diese Begründung in der unveränderlichen Ordnung der Dinge, die von Gott oder der Natur vorgegeben wurde. Demzufolge kamen die Menschenrechte als „Naturrecht“ zur Welt...

Beim ersten Auftreten der Menschenrechtslehre in der zivilisierten Welt hatte diese Lehre, wie wir gerade festgestellt haben, subjektiven Charakter und suchte nach Stützen eher in der individuellen als in der sozialen Sphäre der menschlichen Psyche. Unter Verwendung von Begriffen Michailowskis könnte man sagen, daß die Basis, auf der sich in der zivilisierten Menschheit das Bewußtsein der Menschenrechte entwickelte, eher eine Aufruhr des „Gewissens“ als eine Forderung der „Ehre“ waren. Das Bewußtsein der Unabhängigkeit der Persönlichkeit vom Staat setzte sich zunächst im Bereich religiöser Fragen durch, bevor es eine Anwendung in der Sphäre der Rechtsbeziehungen fand...

Die Veränderung im Sinne eines individualistischeren und rationalistischeren Verständnisses der „natürlichen Menschenrechte“ hängt zweifellos mit der Verbreitung dieses Begriffes in Frankreich zusammen. Aus dem wertvollen Erz, das ein angelsächsischer Genius entdeckte, prägten französische Publizisten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein ganzes Kapital glänzender Münzen, die sie in der ganzen zivilisierten Welt in Umlauf brachten... Die Unbestreitbarkeit und Unbedingtheit der moralischen und politischen Forderungen (werden von heutigen Nacheiferern der Denker des 18. und 19. Jahrhunderts – die Red.) aus den methaphysischen Tiefen des individuellen Geistes hervorgeholt, anstatt diese Sanktion an einem natürli-

chen Ort zu suchen, wo sie die Wissenschaft finden kann, nämlich in der Soziologie...

Wenden wir uns aber wieder der Frage zu, welche praktische Bedeutung ihre wissenschaftlich-soziologische Begründung für die Menschenrechte überhaupt und die Pressefreiheit im besonderen hat. Die Bedeutung ist unmittelbar daraus ersichtlich, daß die Idee von der psychologischen Wechselwirkung die zentrale Idee der modernen Soziologie darstellt. Die Pressefreiheit ist eine unbedingte Voraussetzung für die Vervollkommenung der psychologischen Wechselwirkung auf einer bestimmten Stufe der kulturellen Entwicklung. Die Presse ist tatsächlich die subtilste und vollkommenste der existierenden Formen der sozial-psychologischen Wechselwirkung. Wenn die gesellschaftliche Solidarität eine bedeutende Entwicklung erreicht, wird die Presse zu einer notwendigen Form der Wechselbeziehung, ebenso notwendig wie die verbesserten Verkehrswege auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung der ökonomischen Solidarität oder wie ein entwickeltes Nervensystem für die Aufrechterhaltung des Lebens hoch entwickelter Organismen.

Die Verfechter der individualistischen Menschenrechtstheorie können diesen Standpunkt nicht teilen, da sie über die Persönlichkeit hinaus operieren, die von der Wirkung des sozialen

Milieus isoliert ist, und gezwungen sind, den psychischen Inhalt des individuellen Bewußtseins als etwas Fertiges nehmen müssen, wobei sie die endlose Kette psychischer Wechselbeziehungen ignorieren, die die sich ständig weiterentwickelnden Normen der gegenseitigen Beziehungen zwischen den Menschen herausbilden. Sie stellen die Menschenrechte als etwas a priori Gegebenes, die Gesellschaft und den Staat als ewigen Feind und Gegner dieser Rechte dar. Damit haben die Subjektivisten gleich zweimal unrecht: gegenüber der Persönlichkeit, die ihr Bewußtsein der Rechte nicht nur bewahrt und schützt, sondern auch hervorbringt und entwickelt, und gegenüber der Gesellschaft, die hierbei nicht nur destruktiv, sondern auch konstruktiv ist. Persönlichkeit und Gesellschaft können bei der Bewertung dieser gemeinsamen Arbeit nicht einander entgegengesetzt werden, da die Persönlichkeit nicht nur Initiator und die Gesellschaft nicht nur Vollzieher der persönlichen Initiative ist. Die Gesellschaft besteht aus Persönlichkeiten, von denen jede zeitweilig mal Initiator, mal Nachahmer ist, wodurch sie mehr oder weniger aktiv am Aufbau des komplizierten Gewebes zwischenmenschlicher Beziehungen mitwirken, zu denen auch die Normen der Beziehungen zwischen Mensch und Gesellschaft gehören, die das Wesen der Menschenrechte ausmachen. Diese Normen, die voll und ganz von den gesellschaftlichen Wechselbeziehungen geprägt wurden, stellen die Gesamtheit der Persönlichkeitsrechte dar. Somit werden die Rechte einer Persönlichkeit nicht mit ihr zusammen geboren. Sie sind das Produkt eines recht komplizierten und diffizilen gesellschaftlichen Gleichgewichts, das von vielen Generationen erarbeitet wurde, eines Gleichgewichts, das bei ernsthaften gesellschaftlichen Erschütterungen leicht wieder verschwindet und einer sorgfältigen Pflege seitens derselben Gesamtheit von Persönlichkeiten bedarf, die sie durch ihr gesellschaftlich aktives Verhalten geschaffen haben. Diese Pflege stellt die „subjektive“ Seite der Menschenrechte dar, läßt sich jedoch nicht nur auf das Bewahren nach dem Prinzip „My home is my castle“, auf die Verteidigung der eigenen Persönlichkeit vor dem Zugriff der Gesellschaft reduzieren. Die Persönlichkeit muß eine fremde Freiheit ebenso schützen wie die eigene, denn es handelt sich in Wirklichkeit um dieselbe gesellschaftliche Freiheit. In seiner klassischen Etüde „Über die Freiheit“ stellt sich Stuart Mill auf diesen Standpunkt, als er darauf verweist, daß die Verfolgung einer fremden Meinung und die Unterdrückung einer fremden Individualität nicht nur persönliche Beleidigungen, sondern auch Verbrechen vor der Menschheit sind, da sie die erforderliche Bedingung verletzen, unter der die Entwicklung der Mensch-

heit überhaupt nur möglich ist. Bei dieser Fragestellung kommt Mill dem recht nahe, was wir als „wissenschaftlich-soziologische“ Begründung der Presse- und Persönlichkeitsfreiheit bezeichnen.

In der Gegenwart können wir in dieser Richtung etwas weiter gehen und den Charakter des Verbrechens präziser spezifizieren, das der Menschheit durch die Verfolgung der Meinungs- und Persönlichkeitsfreiheit zugefügt wird. Der Schaden, den dieses Verbrechen anrichtet, wird klar und deutlich in der hervorragenden Arbeit von Mill charakterisiert. Man kann seiner glänzenden Argumentation nur schwer etwas hinzufügen. Die Wurzeln dieses Schadens lassen sich jedoch im Licht der modernen Soziologie tiefer zurückverfolgen. Sie bestehen darin, daß das Gleichgewicht im täglichen Funktionieren des gesellschaftlichen Organismus gestört wird, was den Organismus dazu zwingt, solche Maßnahmen der Selbstverteidigung zu ergreifen, die ein normales gesellschaftliches Leben unmöglich machen.

...Wir können alle verschiedenen Formen der psychischen Wechselwirkung zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft auf drei Grundtypen reduzieren. Erstens führt die permanente Kommunikation zur Entstehung von gewissen bekannten Gewohnheiten und Traditionen, also zur Herausbildung jenes bedingten „formellen“ Milieus der menschlichen Kommunikation, ohne die eine richtige Kommunikation, gegenseitiges Verständnis und Vertrauen unmöglich wären. Das ist der konservative beschützende Niederschlag der psychischen Wechselbeziehung, jener also, der in der eintönigen Wiederholung und Nachahmung bedingter Akte der gegenseitigen Kommunikation besteht. Zweitens haben wir es mit anderen Erscheinungen der psychologischen Wechselwirkung auf emotionaler Basis zu tun. In diese Kategorie der „sympathischen“ Wechselbeziehung gehört als Teil die gesellschaftliche Massenpsychologie. Es ist leicht zu erkennen, daß der Charakter dieser psychischen Wechselwirkung der ersten entgegengesetzt ist! Erscheinungen des zweiten Typs der sozialen Wechselbeziehung sind durch Impulsivität gekennzeichnet, wogegen Erscheinungen des ersten Typs durch Beständigkeit charakterisiert werden. Der dritte Typ stellt eine Art Regulator zwischen den ersten beiden dar. Das sind Erscheinungen der „rationalen“ psychischen Wechselbeziehung, d. h. eine Kommunikation auf der Basis von Meinungen und ihrer gegenseitigen Kritik. Der Form der impulsiven Wechselbeziehung, d. h. der Sphäre sozialer Handlungen, verleiht dieser Regulator Bewußtheit, Stabilität und eine bestimmte Richtung zur Verwirklichung eines durchdachten Ziels, also ein Programm. In die Sphäre der Traditionen und bestehenden Gewohnheiten läßt derselbe Faktor frische Elemente einfließen und begünstigt eine ständige Erneuerung des intersozialen Gewebes von sich aus kristallisierenden Beziehungen. Somit ist die Sphäre der rationalen Wechselbeziehung tatsächlich eine Art Nerven- und Kreislaufsystem des sozialen Organismus. Hier möchte ich einschränken, daß ich keineswegs ein Verfechter der organischen Gesellschaftslehre bin, und all diese Vergleiche von mir nur aufgrund ihrer Kürze und besseren Anschaulichkeit verwendet werden.

Mit Hilfe dieser Vergleiche können wir uns tatsächlich besser vorstellen, wozu ein beliebiger Versuch führen kann, das richtige Funktionieren der rationalen Wechselbeziehung künstlich zu stören. Er würde dazu führen, daß die Sphäre der Erscheinungen der „formellen“ Wechselbeziehungen den richtigen Zustrom frischer Elemente verliert, was zum Absterben des intersozialen Gewebes führen muß. Wenn die Sphäre der „emotionalen“ Erscheinungen der Wechselbeziehungen ihren Regulator verliert und die Impulsivität der sozialen Handlungen eine unnormale Spannung erreicht, wird man mit abgestorbenen gesellschaftlichen Traditionen konfrontiert. Das erste

Ziel, d. h. die künstliche Aufrechterhaltung der Beständigkeit sozialer Gewohnheiten und Traditionen wird von jenen beabsichtigt, die bewußt das System des sozialen Gleichgewichts stören. Wenn die Soziologie dazu nicht in der Lage ist, sollte sie die tägliche Erfahrung davon überzeugen, daß jede Störung des Gleichgewichts von gewaltsamen Erschütterungen des Organismus begleitet wird.

Man muß noch hinzufügen, daß das größte, was mit der genannten Politik erreicht werden kann, eine *Verstimmung* des richtigen Funktionierens der Erscheinungen der rationalen Wechselbeziehung sein kann. Diese Erscheinungen ganz zu *vernichten*, kann keine Politik, wenn es sich um einen relativ entwickelten gesellschaftlichen Organismus handelt. Erstens kann man mit dem, was sich direkt verbieten läßt, nicht alle Erscheinungen der rationalen Wechselbeziehungen erfassen. Zweitens wirkt das Leben auch auf dem Gebiet, das dem unmittelbaren Verbot zugänglich ist, und die gestörte Funktion reorganisiert sich über Umwege durch eigene Anstrengungen des vom Experiment betroffenen Organismus.

Wenn alle Argumente gegen die Politik der Verfolgung des freien Wortes erschöpft sind und keine Wirkung zeigten, bleibt wirklich nur dieses letzte Argument. Diese Politik kann einen unermesslichen Schaden anrichten, ist jedoch nicht in der Lage, das Ziel zu erreichen, für das sie gewählt wurde. Wenn nämlich

die Politik der Verfolgung ihr Ziel erreichen kann, ist sie gewöhnlich überflüssig. Die Notwendigkeit, auf diese Politik zurückzugreifen, tritt dann ein, wenn sie kraftlos wird. Und diese Disproportion zwischen der Anwendungsenergie und den kaum spürbaren *positiven* Ergebnissen (bei einer Vielzahl negativer) wächst solange, bis diese Politik zur völligen Selbstvernichtung führt.

Die Machtlosigkeit der Politik der Verfolgung des freien Wortes ist ein sehr altes Argument. Schon bei Milton treffen wir auf eine solche Formulierung, die jeder moderne Soziologe akzeptieren würde. „In jedem Fall“, sagt Milton, „kann alles, was wir sehen und hören, ob beim Sitzen oder Gehen, beim Reisen oder Unterhalten, gerächterweise als unser Buch bezeichnet werden und bringt dieselbe Handlung hervor wie ein gedrucktes Wort. Wenn wir jetzt davon ausgehen, daß die Dinge, die man verbieten kann, nur Bücher sind, dann ist doch klar, daß diese Methode völlig unzureichend ist für die Erreichung jenes Ziels, das angestrebt wird... Und derjenige, der zum Lachen geneigt ist, wird sich nicht zurückhalten können, diese feige Politik der vorweggenommenen Zensur mit dem Verhalten jenes Narren zu vergleichen, der einen Raben nicht in seinen Park lassen wollte und dazu das Tor verschloß.“

Natürlich, *rit mieux qui rit le dernier* (Wer zuletzt lacht, lacht am besten – *die Red.*). Der „Narr“ Miltons war tatsächlich ein Sonderling, wenn er dachte, durch das Verschließen des Tores seinen Park vor Vögeln schützen zu können. Sein Verhalten wäre allerdings sehr klug, hätte er auf diese Art seinen Park vor einer dämlichen Kuh schützen wollen. Keine natürlichen Rechte der Kuh auf grünes Gras hätten dieser einfachen Maßnahme etwas entgegenzusetzen. Die Politik der Nichtanerkennung dieser Rechte gründet sich nicht nur auf Unkenntnis der Soziologie. Dagegen hilft nur ein Rat, den man den „Mulis“ geben kann: Sie sollten sich Flügel wachsen lassen... Flügel wachsen flügellosen Wesen tatsächlich in einem bestimmten Stadium ihrer sozialen Entwicklung. Und dann ruft jener, der immer noch denkt, er habe es mit Vierbeinern zu tun, außer Entrüstung gegen sich selbst als Verbrecher gegen die gesellschaftliche Freiheit tatsächlich Gelächter hervor, wie jener „Narr“.

# Außerordentlich und Bevollmächtigt

Die Mitglieder des Komitees des Obersten Sowjets für internationale Angelegenheiten waren erstmals an der Ernennung von Botschaftern der UdSSR beteiligt. Sie erörterten und billigten zehn Kandidaten



Zum ersten Mal wurde ein Mann mit ungarischen Sprachkenntnissen zum Botschafter der UdSSR in Ungarn ernannt. Der 53-jährige **Iwan Aboimow** ist Absolvent der Staatlichen Pädagogischen Hochschule von Ljepaja. Mehrere Jahre arbeitete er im Parteiapparat. Er war u. a. stellvertretender Leiter der Abteilung für Agitation und Propaganda des ZK der KP Lettlands. Nach dem Abschluß des Studiums an der Diplomaten-Hochschule arbeitete er als erster Botschaftssekretär und später als Botschaftsrat in Ungarn.

Experten behaupten, Aboimow habe während seines Aufenthalts in Ungarn enge freundschaftliche Beziehungen zu den Führern ehemals alternativer Organisationen unterhalten, die sich heute zu Parteien entwickelt haben.

Nach seiner Rückkehr aus Budapest 1979 arbeitete Aboimow vier Jahre lang in der 5. Europa-Abteilung des Außenministeriums der UdSSR. Dann war er drei Jahre lang sowjetischer Gesandtschaftsrat in Ungarn. Bis vor kurzem war Aboimow ein stellvertretender Außenminister, der sich mit den sozialistischen Ländern Osteuropas befaßte. In letzter Zeit hat dieser Begriff seinen Sinn verloren, und im Außenministerium verschwindet Trennung der europäischen Staaten in

sozialistische und kapitalistische. Im Außenministerium vereinigt sich Europa bereits... Bevor Aboimow Stellvertreter Schewardnadse wurde, leitete er die Hauptverwaltung für Kader und Bildungseinrichtungen des Außenministeriums.

**Anatoli Adamischin**, der zum Botschafter der UdSSR in Italien ernannt wurde, steht seit 1957 im diplomatischen Dienst. Am Beginn seiner Karriere war er sechs Jahre lang Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft in Rom. Vom Hilfsreferenten arbeitete er sich zum Leiter einer Verwaltung des Außenministeriums der UdSSR hoch. Dann leitete er die 1. Europa-Abteilung und



wurde schließlich zum stellvertretenden Außenminister ernannt. Man übertrug ihm gleich zwei Amtsbereiche: humanitäre Probleme und Menschenrechte sowie die Beziehungen zu den Ländern Afrikas.

Der Name Adamischin wurde zu einem Synonym für neues Denken in der Außenpolitik. Er war an der Ausarbeitung der Vereinbarung des „dritten Korbes“ beteiligt, förderte die Erlangung der Unabhängigkeit Namibias und tat viel zur Rettung der UNESCO als effektiven internationalen Mechanismus. Er kennt sich ausgezeichnet in der Sprache und Kultur Italiens aus.

Die Ernennung Adami-

schins wird zweifellos die sowjetisch-italienischen Beziehungen neu beleben. Anatoli Adamischin ist Preisträger unserer Zeitschrift.



**Alexander Bessmertnych** hat den größten Teil seines Lebens in ein und demselben diplomatischen „Bereich“ gearbeitet, nämlich auf dem Gebiet der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß der Oberste Sowjet der Ansicht war, daß gerade dieser Mann die Sowjetunion in den USA vertreten soll.

Der 57-jährige Dr. jur. Bessmertnych wurde drei Jahre nach dem Abschluß seines Studiums an der Moskauer Staatlichen Hochschule für Internationale Beziehungen (MSHIB) in das UNO-Sekretariat in New York delegiert, wo er sechs Jahre lang arbeitete. Nach einer vierjährigen Unterbrechung, die Bessmertnych im Apparat des Außenministeriums arbeitete, schickte man ihn wieder in die USA, diesmal als Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft. Dieser Aufenthalt dauerte zwölf Jahre. 1983 kehrte er nach Moskau zurück und übernahm die Leitung der Abteilung USA im Außenministerium. 1986 wird er zum stellvertretenden und 1988 zum ersten stellvertretenden Außenminister der UdSSR ernannt.

Alexander Bessmertnych

gehört zu den Mitarbeitern des sowjetischen Außenministeriums, die als erste in ihrer täglichen Arbeit das Prinzip von Offenheit und Glasnost anwandten. Diesen neuen Stil der Diplomatie wissen auch die Journalisten der NZ zu würdigen. Dieser Mann beeindruckt nicht nur durch Professionalität und einen scharfen Geist, sondern ebenso durch ungekünsteltes Benehmen und seine Erfahrungen sowie die Bereitschaft, auf jede Frage zu antworten.



Der 55-jährige **Felix Bogdanow**, der zum Botschafter der UdSSR in Rumänien ernannt wurde, begann seine diplomatische Karriere in der sowjetischen Botschaft in Budapest. Er absolvierte die MSHIB und die Diplomaten-Hochschule. Er spricht ungarisch, französisch und englisch. Viele Jahre lang arbeitete er in der 5. Europa-Abteilung des Außenministeriums. Von 1976 bis 1979 war er Gesandtschaftsrat in Ungarn. Nach seiner Rückkehr aus Budapest wirkte er als stellvertretender Leiter der 5. Europa-Abteilung, bis man ihn 1985 zum Botschafter in der Republik Burkina Faso ernannte. Von da „zog“ er nach Brüssel, ebenfalls im Rang eines Botschafters.

Das erfolgreiche Wirken Bogdanows in Belgien spielte eine wichtige Rolle bei der Entscheidung des Obersten Sowjets, ihn nach Bukarest zu

entsenden. Auf diesem Posten löst der Berufsdiplomat den ehemaligen Komsofmöföhrer Jewgeni Tjashelnikow ab. Der Aufbau guter Beziehungen zum neuen Rumänien erfordert höheres Können und mehr Erfahrungen.

Der erste stellvertretende Außenminister der UdSSR, der 61-jährige **Juli Woronzow**, der vom Obersten Sowjet zum Vertreter der UdSSR bei der UNO ernannt wurde, ist ein erfahrener Berufsdiplomat. Seinen Weg begann er 1954, zwei Jahre nach dem Abschluß des Studiums an der MSHIB, bei der UNO-Vertretung der UdSSR.



Woronzow arbeitete in der Abteilung für internationale Organisationen des Außenministeriums und war stellvertretender Leiter der Verwaltung für Planung von außenpolitischen Maßnahmen. Er war Botschaftsrat und Gesandtschaftsrat in der Botschaft der UdSSR in den USA, Botschafter in Indien und Frankreich.

Juli Woronzow leistete einen großen persönlichen Beitrag zur Ausarbeitung der Vereinbarungen über Afghanistan, bei der Beilegung des Afghanistan-Konflikts, dessen Ergebnis im langersehnten Abzug der sowjetischen Truppen 1988/89 bestand. Eine Zeitlang war er „Pendeldiplomat“, der zwischen Teheran,

Islamabad, Genf und Moskau hin und her reiste. Im Oktober 1988 wurde Juli Woronzow, ohne seinen Posten als erster stellvertretender Außenminister aufzugeben, Botschafter der UdSSR in der Republik Afghanistan.



**Juri Dubinin**, dessen Kandidatur für den Posten des Botschafters der UdSSR in Frankreich vom Obersten Sowjet bestätigt wurde, ist 59 Jahre alt. Seine Karriere begann ebenso wie bei vielen anderen Kollegen, in dem Land, in das sie nun erneut entsandt werden. In Frankreich verbrachte Dubinin die ersten vier Berufsjahre. Danach arbeitete er im Außenministerium. 1965 kehrte er in die sowjetische Botschaft nach Paris zurück und arbeitete dort fünf Jahre lang als erster Sekretär, später als Botschaftsrat. 1971 wird er zum Leiter der 1. Europa-Abteilung des Außenministeriums ernannt. Nach sieben Jahren erfolgreicher Arbeit in dieser Position reiste er 1978 als Botschafter nach Spanien.

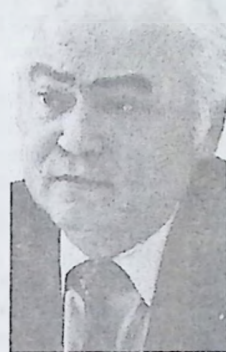
Die Perestroika bot Juri Dubinin ein neues Wirkungsfeld. 1986 geht er als ständiger UNO-Vertreter der UdSSR nach New York und wird kurze Zeit später zum sowjetischen Botschafter in den USA ernannt.

In den vergangenen fünf Jahren haben die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen ein qualitativ neues Niveau erreicht. Drei Gipfeltreffen sind zustand gekommen. Dabei entfiel auf Dubinin ein großer Teil

der Arbeit bei ihrer Vorbereitung und Durchführung.

Nun kehrt Juri Dubinin mit neuen Erfahrungen nach Frankreich zurück. Er ist ein klassischer „Franzose“, behaupten Leute vom Fach...

Der bekannte Experte auf dem Gebiet der Menschenrechte **Juri Kaschlew** wurde zum Botschafter der UdSSR in Polen ernannt. Lange Zeit verhandelte er mit westlichen Diplomaten über Fragen der Menschenrechte. Das war eine Zeit,



in der das Außenministerium eine wichtige Rolle für die Menschenrechtsbewegung spielte. Die Diplomaten setzten nicht nur die Freilassung konkreter Personen, die aufgrund inzwischen aufgehobener Paragraphen verurteilt und eingesperrt wurden (was schon für sich eine beachtenswerte Leistung ist), sondern auch die Konzeption der Menschenrechte in der Gesellschaft durch.

In der Hierarchie des Außenministeriums bekleidete Kaschlew eine Position, die das Herz einer Bürokratenseele höher schlagen läßt: Persönlicher Vertreter des ersten Stellvertreters des Außenministers der UdSSR. Dieser Posten verschaffte ihm jedoch die nötige Selbständigkeit, die er für die Leitung der sowjetischen Delegation beim Wiener Treffen der 35 KSZE-Teilnehmerstaaten brauchte.

Der 56jährige Historiker und Berufsdiplomate Professor Dr. phil. habil. Kaschlew ist Absolvent der

Moskauer Staatlichen Hochschule für Internationale Beziehungen. Er arbeitete bei der Internationalen Atomenergiergenter (IAEA), im Komitee von Jugendorganisationen und im ZK der KPdSU. Im Außenministerium leitete Kaschlew die Informationsabteilung, war stellvertretender Vorsitzender der Kommission für UNESCO-Angelegenheiten und Leiter der Verwaltung für humanitäre und kulturelle Beziehungen.

Der ehemalige Redakteur der Zeitung „Komsomolskaja Prawda“ **Boris Pankin** wird als Botschafter nach Prag geschickt. Der bekannte Literaturkritiker hat in den vergangenen Jahren die UdSSR in Schweden vertreten.



Unter Boris Pankin bezog die „Komsomolskaja Prawda“ während der Stagnationsperiode eine klare demokratische und fortschrittliche Position. Der literarische Geschmack Pankins bestimmte in bedeutendem Maße die Einstellung der Zeitung bei der Beleuchtung des literarischen Lebens. Hier wurden nicht wie in anderen Redaktionen bei jedem Erscheinen von gesammelten Werken des „Literaturgenerals“ die Glocken geläutet. Dafür unterstützte man solche Schriftsteller wie F. Abramow, T. Aitmatow und W. Bykow, die damals wegen ihres „abstrakten Humanismus“ ständigen Angriffen ausgesetzt waren.

1973 wurde er plötzlich

zum Vorsitzenden der eben erst gegründeten Agentur zum Schutz der Autorenrechte (WAAP) ernannt. Dem folgte seine Entsendung als Botschafter nach Stockholm. Dem Botschafter ist es zu verdanken, daß sich viele Wissenschaftler und Journalisten in der Perestroika-Zeit eingehend mit dem „schwedischen Modell“ befaßten, das jetzt viele als tatsächlichen Sozialismus betrachten.

Es bleibt zu hoffen, daß Botschafter Pankin in Prag eine gemeinsame Sprache mit dem Dramatiker und Präsidenten Vaclav Havel findet, und das nicht nur auf dem Gebiet der Literatur...



Der 56jährige **Wladislaw Terechow** wird neuer Botschafter der UdSSR in der BRD. Mit diesem Land verbindet ihn vieles. Gleich nach dem Abschluß seines Studiums an der MSHIB ging er 1957 für sechs Jahre in die BRD. Als junger Diplomat hatte er vier Jahre lang in der Botschaft der UdSSR in Österreich gearbeitet. Von 1981 bis 1986 arbeitete er als Gesandtschaftsrat in der sowjetischen Botschaft in Bonn. Zehn Jahre war er Sektorenleiter und stellvertretender Leiter der 3. Europa-Abteilung des Außenministeriums. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre leitete er die Verwaltung für Arbeit der sowjetischen Botschaften im Außenministerium der UdSSR. 1988 wurde er zum Leiter der Hauptverwaltung für Kader und Bildungseinrichtungen des Außenministeriums ernannt.

Wladislaw Terechow löst in der BRD einen der bekanntesten sowjetischen Diplomaten ab, nämlich Juli Kwizinski, der Stellvertreter von Eduard Schwarzadnadse werden und sich mit europäischen Fragen befassen soll.



Der Botschafter der UdSSR in Österreich **Gennadi Schikin** wird von Wien nach Berlin übersiedeln. Der Oberste Sowjet bestätigte ihn als neuen Botschafter der UdSSR in der DDR.

Zusammen mit Wladislaw Terechow hat er die schwierige Aufgabe zu bewältigen, die sowjetische Politik bezüglich der Vereinigung der beiden Deutschlands zu vertreten.

Der 51jährige Gennadi Schikin ist Spezialist für Germanistik. Er verfügt über große Erfahrungen bei der Arbeit des Außenministeriums, wo er beim Pressedienst, als Sektorenleiter, stellvertretender Leiter der 3. Europa-Abteilung und stellvertretender Leiter des allgemeinen Sekretariats des Außenministeriums arbeitete. Zu Beginn seiner diplomatischen Laufbahn war er zwei Jahre lang Attaché in der sowjetischen Botschaft in Jugoslawien. Von 1968 bis 1974 arbeitete er in der BRD als zweiter, später als erster Botschaftssekretär. Die letzten vier Jahre war er Botschafter in Österreich.

Unter den neuen Bedingungen kann man die Arbeit in der DDR nicht als ruhiges Plätzchen bezeichnen, denn die Arbeit an diesem Abschnitt ist im Zusammenhang mit der bevorstehenden Vereinigung Deutschlands von enormer Wichtigkeit.

# Meditation einer mystischen Rose

## Notizen über eine exotische indische Gemeinschaft

**A**m 21. März 1953 wurde Rajneesh Chandra Mohan, einem Philosophiestudenten am College von Jabalpur, eine „Erleuchtung“ zuteil. Später, schon als Dozent, begann er seine Tätigkeit als Guru, dann siedelte er nach Bombay über, wo man ihn bereits als Bhagwan („in einem konkreten Menschen verkörperte Gottheit“) anredete. In Bombay gruppierte er Schüler (Sannyasins) um sich und zog mit ihnen in die Stadt Puna, wo er ein Aschram (Kloster) gründete.

Nach praktisch 15 Jahren täglicher Meditation legte Rajneesh ein dreijähriges Schweigegelübde, geltend nur für die Öffentlichkeit, ab und siedelte in die USA über. Bald darauf entstand dort, in den Wüsten des Bundesstaates Oregon, die Märchenstadt Rajneeshpuram. Seinen amtlichen Biographen zufolge sei die Überseereise darauf zurückzuführen gewesen, daß Rajneeshs Gesundheit sich in einem kritischen Zustand befunden und er eine sofortige Operation benötigt habe. Nach anderen Angaben hatten die indischen Behörden dem Aschram von Rajneesh den Status der Glaubensgemeinschaft aberkannt und ihn wegen Steuerhinterziehung verfolgt.

Auch in Oregon endete das Florieren der Märchenstadt mit einem enormen politischen Eklat: Rajneesh wurden ernsthafte Verstöße gegen mehrere Gesetze zur Last gelegt. Der Guru verbrachte mehrere Tage im Gefängnis, zahlte eine Kaution und verließ die Vereinigten Staaten, die plötzlich so ungastlich waren, für immer. Es folgten rastlose Reisen durch die ganze Welt auf der Suche nach einem Stück Boden für ein neues Aschram. Aber alle Versuche waren vergeblich, 21 Staaten verweigerten Rajneesh und seinen Gesinnungsgenossen die Einreisegenehmigung oder deportierten sie bald nach der Einreise. Im Juli 1986 kehrte er nach Bombay zurück, im Januar 1987 nahm das Aschram von Puna seine Tätigkeit in vollem Umfang wieder auf. Zwei Jahre darauf entsagte Rajneesh dem Bhagwan-Titel und wurde ein einfacher Osho, ein „von Göttlichkeit Erfüllter“. Vor kurzer Zeit ist der Osho gestorben.

Im Aschram hat sich übrigens nichts verändert: Auf 6 Acre des liebevoll gepflegten Bodens rieseln und rinnen nach wie vor Brunnen und Bächlein, ausladende duftende Bäume geben einen kühlen Schatten.

Bevor ich zum Territorium zugelassen wurde, verlangte man von mir ein Attest mit negativem Aids-Befund. Das ist die unerläßliche Bedingung für Menschen,

die der Gemeinschaft beitreten wollen. Das Attest ist jeden Monat zu erneuern.

Die kollektiven Meditationen werden täglich in einer mit dicken Teppichen ausgelegten Riesenhalle durchgeführt. Früher hielt der Osho hier seine Ansprachen. Gegenwärtig erfolgt die Abend-Darshana (anschauende Erkenntnis des geliebten Lehrers) mittels zahlreicher Videokassetten.

Ein unmittelbares Verdienst des Osho



„Der von Göttlichkeit Erfüllte“

ist die Einführung einer besonderen Meditationstechnik.

Er akzentuiert die aktive Meditation, bei der der traditionellen Sammlung und dem Schweigen eine körperlich aktive Phase vorausgeht. Eine solche „dynamische Meditation“ dauert eine Stunde und beginnt mit drei aktiven Phasen von je 10 Minuten. In der ersten Phase atmen die Sannyasins konzentriert und beschleunigt durch die Nase, besonders beim Ausatmen. Wie der Osho behauptete, bewirke das eine gewaltige Zusammenballung von Energie im Organismus. In der zweiten Phase wird die gesammelte Energie in einer Katharsis freigesetzt, die durch unkoordinierte Körperbewegungen und eine willkürliche Arbeit der Stimmbänder erzielt wird. Die dritte Phase sind Sprünge mit hochgehobenen Armen, begleitet von durchdringenden Mantra-Schreien „Hu-u! Hu-u! Hu-u!“. Auf einen Befehl hin erstarren alle Sannyasins dann und verfolgen 15 Minuten lang teilnahmslos alle Veränderungen, die in ihrem Innern eintreten: Gedanken huschen vorbei, Gefühle drohen das Herz zu sprengen, das Blut

pulsiert ungestüm im ganzen Körper. Dem Osho zufolge stelle das eine Korrelation zwischen Bewußtsein und Vernunft, Körper und Gefühlen her, das aber führe zur Erkenntnis des Wesens. Die letzte Viertelstunde ist ein freier Tanz als Ausdruck der Dankbarkeit für alles, was in den vorausgehenden Phasen geschehen ist.

Vor seinem Tod beglückte der Osho seine „Weggefährten“ mit einer neuen Erfindung, der „Meditation einer mystischen Rose“. Diese Meditation dauert 21 Tage und erfolgt gleichzeitig in allen Zentren. In der ersten Woche geben sich die Sannyasins drei Stunden täglich dem Lachen hin. Darauf folgt eine Woche des Weinens. Beide Phasen setzen im Organismus einen genügenden Raum für „schweigende Kontemplation“ frei, weil Lachen und Weinen bekanntlich emotionale Relaxation bringen. Während der dritten wochenlangen Phase beobachten die Schüler drei Stunden täglich ihre Empfindungen. Insgesamt trage die „mystische Rose“, wie der Osho behauptete, zur Befreiung von der heute weltweiten Trübsal, Verzweiflung und Besorgnis bei, dehne sich auf den ganzen Planeten aus und werde zur Soforteinstellung aller Kriege führen.

Die Meditationen hängen aufs engste mit einem anderen zentralen Motiv in der Lehre des Osho zusammen: mit der Transformation der Energie durch den Sex, was im Ergebnis zur Akkumulation der nötigen Lebensenergie führe. Die Sublimation der Sexualenergie ist ein für Indien traditionelles Motiv, schon aus den alten Epen bekannt: Das Brahmachariya-Gelübde (geschlechtliche Enthaltsamkeit) führte zu einer beträchtlichen Intensivierung der intellektuellen Energie. Übrigens legte auch „Mahatma“ Gandhi im Alter von rund 40 Jahren dieses Gelübde ab.

Der Osho verneinte die Unterdrückung der Geschlechtspotenz, weil die Energie nicht zu unterdrücken, sondern durch Transformation zu reproduzieren sei. „Keine Angst vor sich haben, die liebevolle Einstellung zu den anderen nicht verbergen, von ganzem Herzen lieben“. Das sind die Losungen, an die sich die „Internationale Gemeinschaft“ unter Führung eines Rats von 21 engen Freunden des verstorbenen Guru auch heute hält. Der Rat „zu lieben“ wird in praktischem Leben der Gemeinde etwas eigenartig verstanden. Vielleicht deshalb gibt es in der Gemeinde nicht wenig Frauen im postbalzaeschen Alter und sportlich straffe alternde Männer.

*Irina Gluschkowa*

PUNA

# Rennen des Jahrhunderts?

**Die Rallye Moskau-Wladiwostok soll künftig zu den angesehensten gehören**



„U nser Autorennen soll ein Schlag sein gegen Schlamm und Schlamperei!“ Diese Losung aus einem Roman von Ilf und Petrow aus den 20er Jahren scheint nichts von ihrer Aktualität eingebüßt zu haben. Die Unwegsamkeit Rußlands hat den energischen Geschäftsmann Ercole Cacciami aus Mailand, einen Werbeexperten und Rallyefan, veranlaßt, eine historisch beispiellose Autorallye von Moskau nach Wladiwostok zu organisieren. Nun nimmt die Idee, die vom Ministerrat der RSFSR unterstützt wird, reale Züge an. Die von Cacciami geleitete Firma Gruppo Iniziative Internazionali unterzeichnete einen Vertrag mit dem Staatlichen Sportkomitee der RSFSR und dem ZK des DOSAAF der UdSSR. Die Vielfalt der klimatischen und natürlichen Bedingungen und die Reichhaltigkeit verschiedenster Hindernisse entlang der gesamten Wegstrecke lassen das künftige Autorennen zu einem einmaligen Ereignis im internationalen Motorsport werden.

Selbst das berühmte Rennen Paris-Dakar, das zu einem Großteil durch die Wüste führt, ist mit der künftigen 13 000 Kilometer langen Tour durch die UdSSR nicht zu vergleichen, da hier völlig andere technische Parameter verlangt werden.

Es soll durch Gebiete gehen, in denen früher noch kein Ausländer war. Das Verteidigungsministerium, der Generalstab und das KGB haben ihr früheres Veto zurückgenommen.

„Etwa 120 Mannschaften werden an den Start gehen“, sagt Cacciami. „Wir rechnen mit der Teilnahme so bekannter Firmen wie Fiat, Nissan, Toyota, Yamaha, Mazda, Audi und Daimler-Benz. Direkte Fernsehübertragungen von der Autorallye werden in die USA, nach Frankreich, Kanada, den Niederlanden und Japan gesendet.“

„Es ist also das Rennen des Jahrhunderts?“

„Wenn alles klappt, wie wir uns das gedacht haben, ist dieser Begriff nicht über-

trieben. Die Teilnehmer werden viele Flüsse, Berge und Sümpfe zu überwinden haben. Etwa ein Drittel der Trasse ist als technisch überaus schwierig einzustufen. Sibirien! Ohne Hubschrauberunterstützung werden wir nicht auskommen.

Jede Etappe ist etwa 700 bis 800 Kilometer lang. Von den Mannschaften (zwei bis drei Personen) wird nicht nur hohes fahrerisches Können verlangt. Sie müssen sich auch gut auf der Karte orientieren können. Es gewinnt nicht nur der, der am schnellsten fährt, sondern auch der, der den kürzesten Weg findet.

Wir hoffen, daß die Rallye Moskau-Wladiwostok in die Welttabelle der Autorallyes aufgenommen und später regelmäßig durchgeführt wird. Der erste Start erfolgt am 18. August auf dem Roten Platz. Zunächst werden die Fahrer einen Kreis von 60 bis 70 Kilometern beschreiben und nach Moskau zurückkehren. Um Mitternacht gehen sie dann auf große Reise.

Inzwischen wurde mit der Prospektierung der Trasse per Hubschrauber begonnen. Mit unseren Experten arbeiten viele Vertreter sowjetischer Organisationen zusammen, z. B. Sowtechnosport, Zentraler Autosportklub der UdSSR, Verband der Automotosportler der RSFSR, Automobilsportverband der UdSSR und Radfahrerverband der RSFSR.“

„Verfolgen die Organisatoren ausschließlich sportliche Ziele?“

„Natürlich gibt es auch ein umfassendes kommerzielles Interesse. Sonst könnte man die Autorallye nicht finanziell absichern, die zusammen mit einem soliden Preisfonds Dutzende Millionen Dollar kostet. Das Rennen selbst ist nur der erste Teil eines Großprojektes zur Gründung sowjetisch-italienischer Unternehmen. Zu unseren nächsten Plänen gehört der Bau eines Werkes in Tbilissi, in dem Einwegspritzen hergestellt werden sollen. Daran wollen sich die italienischen Geschäftsleute Ernesto Preatoni und Bruno Tandzarella beteiligen.“

*Boris Petrow*

## „NEUE ZEIT“

**Ein aktueller Überblick über das neue Denken, Glasnost und Perestroika**

Wir können alle unsere Abonnenten mit der NZ in erweiterter Umfang beliefern. In der DDR kann unsere Zeitschrift bei allen Postämtern abonniert werden. In der BRD, Österreich, Berlin (West), der Schweiz und anderen Ländern Westeuropas kann man die NZ bei allen Firmen, die in Geschäftsverbindungen mit V/O

„Meshdunarodnaja Kniga“ stehen, sowie in Buchhandlungen, in denen Literatur aus der Sowjetunion vertrieben wird, bestellen.

**Mit der „Neuen Zeit“ auf der Höhe der Zeit!**

# MOSKAUER HEFTE FÜR POLITIK „NEUE ZEIT“:

## Ein aktueller Überblick über das neue Denken, Glasnost und Perestroika

Die „Neue Zeit“ bringt Beiträge sowjetischer und ausländischer Politiker, namhafter Wissenschaftler und Schriftsteller, führender Journalisten, ferner Interviews, Überblicke, Korrespondenzen, Reportagen und Glossen.

Die „Neue Zeit“ erscheint in neun Sprachen: russisch, deutsch, englisch, französisch, spanisch, portugiesisch, italienisch, tschechisch und griechisch. Sie hat Leser in mehr als hundert Ländern.

### Bestellungen nehmen entgegen in:

#### BELGIEN (620 bfr.)

- Librairie du Monde Entier, rue du Midi, 162, 1000 Bruxelles.
- Association Belgique – URSS, 21, rue du Meridien, B-1030 Bruxelles.
- Agence et Messageries de la Presse 1, Rue de la Petite-Île, B-1070, Bruxelles

#### BUNDESREPUBLIK

##### DEUTSCHLAND (58 DM)

- VVG Verlags- und Vertriebsgesellschaft m. b. H. Xantener Str. 7 Postfach 10 15 55 4040 Neuss 13
- Lange & Springer GmbH & Co. KG Postfach 10 16 10 5000 Köln 1
- Kubon und Sagner GmbH Postfach 34 01 08 8000 München 34

#### DÄNEMARK (158 dkr.)

- „Sputnik“ International Vester Voldgade 11 1552 Copenhagen K
- „Akademisk Boghandel“ Universitetsparken, DK-8000 Aarhus C

#### DDR – alle Postämter

#### HOLLAND (52 hfl.)

- Pegasus Bockhandel Leidsestraat 25 1017NT Amsterdam
- Swets Subscription Service 347b, Heerweg P. O. Box 830 2160 SZ Lisse-Holland

#### JUGOSLAWIEN

- „Jugoslovenska knjiga“, 11 000 Beograd, Trg. Republike, POB 36
- Prosveta Export-Import Agency, 11 001 Beograd, Terazije 16/1.
- „Mladost“, Export-Import 41 000 Zagreb, Ilica, 30

- „Drzavna Založba Slovenije“, Export-Import, 61 001 Ljubljana, Titova 25. P. O. B. 50-1.
- „Veselin Maslesa“ OOUR Jzvoz-Uvoz Ulica Jna 42 71 000 Sarajevo, SFRY
- Knigoizdatelstvo Makedonska Kniga Otdelenije za Stranska literatura Ulica Tiranska b.b. 91 000 Skopje, SFRY

#### LUXEMBURG (620 bfr.)

- Messageries Paul Kraus, Case Postale 2022, 11, rue Christophe Plantin Luxemburg-Gare

#### NORWEGEN (132 nkr.)

- „Narvesens“ Info Center P. O. Box 6125 Etterstad, N-0602, Oslo 6

#### ÖSTERREICH (400 ÖS)

- „Globus“-Vertrieb ausländischer Zeitschriften, Höchstädtplatz 3, A-1206 Wien.
- „Das Internationale Buch“, Trattnerhof 1, A-1010 Wien 1

**POLEN** – Niederlassungen, Postämter und internationale Presse- und Bücherklubs

#### SCHWEIZ (58 SF)

- Cobram, CP 117 CH 1211 Geneve 1MB.
- Pinkus Genossenschaft Froschaugasse 7 8025 Zürich 1

#### TSCHECHOSLOWAKEI

- PNS-UED Jindiska 14, Praha 1
- PNS-UED Gottwaldovo nam. 6. Bratislava

#### UNGARN – alle Postämter

#### USA (25.00 Dollar)

- Victor Kamkin, Inc. 12224 Parklawn Drive Rockville, Md. 20852

#### BERLIN (WEST) (58 DM)

- „das europäische buch“ Thielallee 34, 1000 Berlin 33 West.
- Buchhandlung Elwert & Meurer, Hauptstraße 101, 1000 Berlin 62 West

Bitte diesen Kupon ausschneiden, auf eine Postkarte kleben und an eine der obenangeführten Firmen einsenden.

Herrn / Frau / Fr./ Fa. / Buchhdlg.

Name: ..... Vorname: .....

Anschrift: .....

### Abonnementbestellung

Anzahl: ..... Titel: .....

Preis: .....

### BEZUGSZEITRAUM

1 Jahr      2 Jahre      3 Jahre

Bitte Entsprechendes ankreuzen

Datum .....

Unterschrift .....



# Überall, wo der Universalmähdrescher „DON-680“ eingesetzt wird, gibt es keine Probleme bei der Futtermittelbeschaffung mehr

*Der „DON-680“ mäht und häckselt gleichzeitig Silokulturen, unter anderem wachsreifen Mais, mehrjährige Gräser und einjährige Bohnen- und Grasmischungen, Sorghum und Sonnenblumen und nimmt die angewerkte Schwadenmasse auf.*

Auf Wunsch wird der Mähdrescher um

- eine 5 m breite Mähmaschine für die Gräsernte
- einen Kompaktschnitt-Mäher für Mais und andere hochwachsende Kulturen
- und eine Aufsammlerplattform ergänzt



## TECHNISCHE DATEN:

|                                           |          |
|-------------------------------------------|----------|
| ■ Motorleistung in kW                     | 206      |
| ■ Masse in kg                             | 8000     |
| ■ Abmessungen in mm                       |          |
| Länge                                     | 5600     |
| Breite                                    | 3580     |
| Höhe                                      | 3800     |
| ■ Durchmesser der Häckseltrommel in mm    | 750      |
| ■ Häckselmesser, Stückzahl                | 12       |
| ■ Schnittlänge in mm                      | 5 – 80   |
| ■ Produktivität (je nach Kultur) in t/Std | 50 – 110 |

Technische Wartung, Ausbildung von Mähdrescherfahrern und Versorgung mit Ersatzteilen wird garantiert.



## ROSTSELMASH

Sollten Sie noch Fragen zum Vertragsabschluß und zur Lieferung unserer Mähdrescher haben, schreiben Sie uns:  
P/O „ROSTSELMASH“  
UdSSR 344701 Rostow-am-Don  
Menshinski-Straße 2  
Telefon: 52 10 84, 58 62 14

# Festival „Russian America“



14 159 18 100 000 002  
JANSETSCHEK, R  
3800 5031 9864 SLEN 27/C424  
222

## Wahl der „Miss Russian America“

Generalsponsor der Miss-Wahl ist das Zentrum „DOSSUG I KULTURA“

- Organisation von Touristenreisen auf der Krim und an der kaukasischen Schwarzmeerküste
- Werbedruck
- Komplettierung von IBM-PC-kompatiblen Systemen

**Zuverlässiger Partner bei all Ihren Vorhaben**

**Gemeinsame Festival-Direktion in Moskau Tel. 241-71-99.**